



49. Jahrgang.

Deutsches

10. Heft.

Samilienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Doktor Ohlhoß's Geheimnis.

Kriminalroman von
Friedrich Thieme.

15.

Fanny Mäder, ich habe die Genugthuung, Ihnen Ihre Freiheit anzukündigen!"

Mit einem Gesicht, aus dem wahre innere Herzensfreude strahlte, sprach Robbert Lindner diese Worte zu Fanny.

Das junge Mädchen vermochte einen Ausbruch des Entzückens nicht zu unterdrücken. Im nächsten Augenblick besann sich Fanny jedoch, daß sie ihre Freiheit mit dem Unglück des Geliebten und seiner Angehörigen erkaufte, und ein Zug trüber Schwermut lagerte sich gleich einer Wolke über die weiße, schöne Stirn.

„Der — der Mörder ist verhaftet?" kam es schüchtern von ihren Lippen.

„Ja, und hat alles bekannt. Sie trifft kein Vorwurf, Fräulein Mäder, Sie haben für die Ehre des Namens Ihres Bräutigams wie eine Heldin gekämpft. Ich bedarf auch keines weiteren Geständnisses von Ihnen, alles ist aufgeklärt — nehmen Sie den Triumph mit sich fort, Ihrem Versprechen bis zuletzt treu geblieben zu sein. Ich hoffe, es wird sich auch für Sie noch alles zum Besten wenden. Tragen Sie es mir nicht nach, was mich meine Pflicht gegen Sie zu thun zwang. Sie selbst haben sich zuzuschreiben, was Ihnen widerfahren. Hätten Sie mir gleich in der ersten Stunde die Wahrheit gesagt, so hätte sich nie ein Verdacht gegen Sie erhoben."

„Sie haben Ihre Pflicht mit so viel Schonung und Wohlwollen erfüllt, Herr Affessor, daß ich Ihnen nicht nur nicht zu zürnen, sondern Ihnen zu danken habe. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, Fräulein — Ihre Ehre geht ohne Flecken aus der Untersuchung hervor, — niemand wird und darf Ihnen aus Ihrer Haft einen Vorwurf machen."

Beide schieden mit einem achtungsvollen Händedruck — eine Stunde später betrat Fanny Mäder ihre Wohnung wieder, aus der sie vor einigen Wochen so jäh und gewaltsam entfernt worden war. Mit verweinten Augen und traurigem Herzen — ihre Empfindungen waren nicht die einer glücklich Befreiten! Das Schicksal des Geliebten bekümmerte ihr Gemüt, und verwirrend stürzte der Strom der überstandenen Leiden über sie her. Jetzt erst, nachdem alles hinter ihr lag,

Endlich wich die tiefe Ohnmacht, die sie umfing — langsam richtete sie sich empor, sich mit den Händen an der Sofaede festhaltend. Wie aus einem tiefen Traum erwachte sie, mit Mühe besann sie sich auf die Wirklichkeit.

O, wie kalt es hier war — Schauer fuhren ihr durch den Körper — und wie heiß, wie sengend ihr Atem, wie glühend ihre Stirn.

Langsam und schwerfällig schleppte sie sich auf den Korridor, mit zitternder Hand zog sie die Klingel der Frau Dachs.

Die rebelle Nachbarin öffnete schnell genug, fuhr jedoch bei Fannys Anblick erschrocken zurück.

„Fräulein Mäder — Sie — um Gottes willen, wie sehen Sie aus —, wo — wo kommen Sie denn so plötzlich her?"

„Ich bin entlassen — unschuldig," lautete Fannys leise und müde Erwiderung. „Liebe Frau Dachs, ich fühle mich sehr unwohl — besorgen Sie mir, bitte, jemand, der meine Freundin benachrichtigt. Ich —"

Sie mußte sich an die Thüreinfassung stützen, so schwach fühlte sie sich.

Frau Dachs, trotz ihrer bösen Zunge im Grunde eine mitleidige Seele, und bei der Nachricht von Fannys Unschuld ihre Ansicht über sie im Nu verwandelnd — erst gestern hatte sie die Gefangene noch eine raffinierte, nichts-würdige, erbärmliche Mörderin genannt —, reichte der Schwankenden den Arm und führte sie mit liebevoller Sorgfalt in ihre Wohnung zurück.

„Sie müssen sich zu Bett legen, liebes Fräulein; Sie bekommen ein Fieber, ich kenne das —, ich will Ihnen gleich Thee kochen und gern den Boten

besorgen. Kommen Sie — so, stützen Sie sich nur tüchtig auf mich, ich habe Kräfte —, so — sehen Sie, da sind wir schon."

Mit ihrer Hilfe kleidete sich Fanny aus und sank in ihre Betten zurück — ein Gefühl der Sicherheit überlief sie, als ihr Kopf auf den weichen, schmiegsamen Kissen ruhte —, ihr war, als sei sie nun in dem Hafen angelangt, den sie habe erreichen wollen, als kummere sie nun nichts, gar nichts mehr auf der Welt. Mit müder Apathie schloß sie die Augen —

Leutnant Pfeiffer.

Oberleutnant Vossig.

Oberleutnant v. Krohn.



Kapitänleutnant Edliger.

Leutnant v. Wolf.

Korvettenkapitän Rank.

Bei den Kämpfen in China verwundete deutsche Marine-Offiziere.

Letzte Aufnahme im Lazarett von Yokohama.

verfielen die bis dahin durch eine unnatürliche seelische Erregung aufrecht erhaltenen Kräfte. Fanny fühlte sich plötzlich von einem Schwindel erfasst, das Zimmer tanzte mit ihr im tollen Wirbel umher — im Begriff, sich auf ihr Sofa zu werfen, brach sie zusammen. Auf dem kalten Teppich lag sie des ungeheizten, infolge der Durchsuchung zerwühlten und unordentlichen Raumes, strack und starr, eine lebendig Tote, und niemand zur Hand, ihr beizustehen oder Hilfe herbeizurufen.

Frau Dachs wollte die Adresse von ihr wissen, Fanny verstand sie nicht mehr — dann brachte sie den Thee — alles umsonst, die Kranke befand sich schon in den geheimnisvollen Regionen, zu denen nur allein Krankheit und Tod uns die Brücke zu bauen vermögen.

„Bruno, hierher, um des Himmels willen — er ermordet auch dich! Du blutest, Geliebter, du bist verwundet — barmherziger Gott, er stirbt!“ Solche und ähnliche Ausrufe entfuhr den blassen Lippen, indes die Augen wild umherirrten, die Hände nervös erzitterten und die ganze Gestalt sich unruhig in den Kissen umherwarf.

An die Thür des Gefängnisses klopfte ein alter Herr mit weißem, ehrwürdigem Barte, klugen, lebhaften Augen, trotz seines Alters kerngerader, stolzer Haltung. Eine jener aristokratischen, achtungseinschlagenden Gestalten, wie sie der germanische Norden so häufig hervorbringt.

Ohne zu zögern, trat er auf das „Herein“ des Inspektors in das Amtszimmer, mit kurzem Gruß trat er festen Schrittes an das Pult, an welchem der Beamte stand, und überreichte ihm ohne weitere Hinzufügung ein Billet.

„Ah, vom Herrn Präsidenten,“ rief der Inspektor, die wenigen Zeilen rasch überfliegend.

Dann, einen neugierigen Blick auf den Besucher werfend, erhob er sich hastig.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Föhren. Sie wünschen Ihren Sohn zu sehen?“

„Nennen Sie den Nordbuben nicht meinen Sohn,“ entgegnete der alte Herr mit eisiger Kälte. Keine Wimper seines Auges bewegte sich bei seinen Worten. Seine Eisennatur hatte mit dem Schmerz und der Entrüstung einen tödlichen Kampf gekämpft, noch tobte der Streit mächtig und wild in seinem Innern, aber mit wahrhaft stählerner Kraft, mit heroischem Sinn verbarg der stolze Greis den Menschen gegenüber das gärende Feuer seiner Brust. „Ich würde sein Antlitz nicht wiedersehen, wenn ich nicht eine wichtige Familienangelegenheit mit ihm zu ordnen hätte,“ setzte er in einer Weise hinzu, als wolle er den Verdacht, daß ihn etwa die Empfindungen eines verzweifelden, gram-erfüllten Vaters zu dem Schritt veranlaßt, weit von sich abweisen.

Der Inspektor begnügte sich, mit einer zustimmenden Gebärde zu antworten — er wußte nicht, ob er es wagen dürfe, dem stolzen Mann einige der gebräuchlichen Trostesworte zuzurufen.

Der Herr Präsident hat Ihnen die Genehmigung erteilt — Sie wissen wohl, daß die Unterredung nur in Gegenwart eines Aufseheres stattfinden darf?“ bemerkte er nach kurzer Pause.

„Jawohl, was ich ihm zu sagen habe, kann jedermann anhören.“

„Dann, bitte, folgen Sie mir, ich will Sie selbst zu dem Gefangenen geleiten.“

„Danke.“

Die beiden Männer gingen eine Stiege hinauf, durchschritten mehrere Korridore und standen endlich vor der Zelle des Gefangenen.

Der Inspektor zauderte ein wenig.

„Fühlen Sie sich stark genug, um —“

„Schließen Sie —“, unterbrach ihn der Greis ungeduldig.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde, und in dem engen Gelaß hatte die Dämmerung bereits ihre Herrschaft angetreten.

Albert von Föhren fuhr empor, als die Thür aufging — die Kette, mit der er gefesselt war, klirrte laut, als er sich nach den Besuchern herumwandte. In demselben Augenblick entfuhr aber auch ein lauter Ausruf seinen Lippen, erst wich er scheu vor der näher-tretenden Gestalt zurück, dann streckte er in Qual und Reue die gefesselten Hände nach ihr aus.

„Vater — du bist es — du kommst zu mir!“

Der Inspektor blieb rücksichtsvoll an der Thür stehen.

„Kenne mich nicht Vater,“ sprach der Alte mit verächtlicher Miene. „Du kennst mich — denke nicht, daß ich komme, eine Nährsone mit dir aufzuführen, erspare dir alles Winseln und Jammern. Du bist ein nichtswürdiger, erbärmlicher Schurke, der die unbefleckte Ehre von dreihundert Jahren in den Augen der Menschen freventlich ausgelöscht hat. Unfre Familie wird in Zukunft ausgestrichen sein aus dem Buche der Ehrlichen!“

Der Sohn sank wie vernichtet auf seinen Holztuhl; der Vater stand drohend vor ihm wie ein rächender Gott. Plötzlich faßte der alte Mann mit der Hand nach der Stirn, er wankte und drohte zu fallen; der Inspektor eilte ihm zu Hilfe und schob ihm den Stuhl hin, von dem der Mörder sich hastig erhob.

„Nein, nein,“ rief Herr von Föhren mit Abscheu, „ich sollte auf dem Platz des Mörders sitzen? Niemals!“

Er schritt unsicher auf die Wand zu, an die er sich lehnte.

„Haben Sie nicht ein Glas Wein da, Herr Inspektor? Nur eine vorübergehende Schwäche — ich glaube mich stärker, als ich bin.“

Der Inspektor warf einen Blick auf den alten zusammengebrochenen Mann, einen andern nach dem Verbrecher, den er sicher genug in seinen Ketten wußte, — bereitwillig entfernte er sich, um einem Aufseher den nötigen Befehl zu erteilen, indem er, selbst für die kurze Dauer seiner Entfernung, die Thür vorsichtig hinter sich verschloß.

Wie er aber nur die Zelle verlassen hatte, richtete sich der Alte kräftig empor, zog ein Pistol hervor und schob es mit schnellem Griff dem Sohn in eine der äußeren Taschen des Jacketts.

„Da, Mörder — es ist geladen, — ich hoffe, du hast wenigstens noch so viel Ehre in dir, daß du weißt, was du damit zu thun hast. Ich meinem Geschlecht nicht die Schande des Schafotts an! Deshalb allein bin ich hergekommen — meine Schwäche ist Verstellung, die erste Lüge meines Lebens!“

Eben lehrte auch schon der Inspektor zurück, er fand den Greis in seiner vorigen Position, den Sohn mit schwer auf die Brust hängendem Haupte.

„Sie werden sofort das Gewünschte empfangen, Herr von Föhren,“ sagte der Inspektor freundlich.

„Ich danke Ihnen — Sie sind sehr gültig.“

Tiefes Schweigen. Weber Vater noch Sohn sprachen ein Wort mehr. Ein Aufseher brachte den Wein, der Greis leerte das Glas auf einen Zug.

„Fort!“ rief er dann, sich kräftiger aufrichtend.

„Ich kann diese Luft nicht länger atmen! Kommen Sie, Herr Inspektor!“

„Vater, Vater!“ flehte der Mörder mit bittend erhobenen Händen.

Keine Antwort.

„Vater, hast du kein Wort des Erbarmens, der Verzeihung für mich? O Gott, o Gott, o Gott!“

Der Unglückliche stürzte schluchzend auf die Knie nieder; mitleidig harnte der Inspektor noch einige Momente, in der Hoffnung, der stolze alte Herr werde wenigstens ein Wort der Verzeihung für den Gefallenen zurücklassen — eitle Hoffnung, der in seinem höchsten Gut, seiner Ehre, verwundete Aristokrat verließ das Gefängnis mit festen, erbarmungslosen Schritten, ohne den Blick auch nur noch einmal nach dem verlorenen Kinde zu wenden, dem Kinde, das er einst an seine Brust gedrückt und dem er die zärtlichsten Namen gegeben, als es klein und unschuldig auf seinem Schoß spielte.

Eine Stunde nach dem Hinweggang des alten Föhren aus dem Gerichtsgebäude drang plötzlich ein Schuß zu den Ohren des Inspektors. Vespürzt rannte er hinaus auf den Korridor, die Aufseher liefen zusammen, die Schildwache kam aus dem Hofe herauf.

„Was ist geschehen?“

„Das war doch im Hause?“

„Es war oben.“

„Nein, auf dem Hofe.“

So rief und fragte es durcheinander, da flog einer der Wächter in atemloser Hast die Treppe der darüber liegenden Stage herunter.

„Der Mörder, der Mörder!“ schrie er in die versammelte Beamtenchar hinein.

„Der Mörder?“ fragte der Inspektor erbleichend zurück.

„Er — er war es — er hat sich erschossen!“

Eine Woche war seit Fannys Entlassung aus der Unterjuchungshaft vergangen, eine Woche schweren Leidens für die arme Dulderin. Die Flamme ihres jungen Lebens legte der heiße Hauch des Fiebers wie ein Irrelicht hin und her, so daß sie einige Male zu verlöschen drohte. Heftige Delirien wechselten mit nicht weniger peinvollen Zuständen trostloser Apathie und Erschöpfung. Sie wußte nicht, wo sie sich befand, sie kannte niemand; mehrere Personen sah sie sich wie wirre Schatten um ihr Lager bewegen, ohne sich klar zu werden, wer sie seien. In ihren Fieberträumen belegte sie dieselben mit den wunderbarsten Namen und brachte sie zu ihrem Schicksal in die seltsamsten Beziehungen.

Allmählich aber ward es klarer vor ihren leiblichen wie geistigen Augen. Die Schatten nahmen immer bestimmtere Konturen an, einzelne Stimmen klangen ihren Ohren vertraut, wenn sie dieselben auch vernahm wie aus weiter, weiter Ferne, und zwar aus weiter Ferne sonderbarerweise nicht nur in Bezug auf den Raum, sondern auch die Zeit.

An einem hellen, sonnigen Vormittag — draußen knirschte der Schnee unter den Füßen der Straßengänger, und die Schulknaben hielten sich mit den Händen die frierenden Ohren — erwachte Fanny mit schmerzfreiem Kopf, ließ ihre Augen völlig bewußt und fragend umhererschweifen und rief mit halblauter Stimme nach dem Ofen hinüber:

„Frau Dachs!“

Die redselige Nachbarin befand sich in der That

an jener Stelle, emsig bemüht, das Feuer zu schüren und anzufachen.

„Riefen Sie mich, Fräulein?“ Sie trippelte auf dem Fußspitzen herbei, bengte sich über das Lager Fannys und brach in laute Ausrufe des Entzückens aus.

„Wahrhaftig, da haben wir Sie wieder! Sie erkennen mich? Na, dann ist ja alles gut. Ich dachte schon, die bösen Leute da drinnen hätten Sie auf dem Gewissen! Na, Sie wären die erste nicht, Herzchen — o die Justizmorde! Nein, was haben Sie mir leid gethan, gleich von der ersten Stunde an. Ich sagte es gleich zu allen Leuten: das ist ein arger Mißgriff! Ein so solides, artiges, fleißiges Mädchen eine Mörderin, da hört denn doch die Weltgeschichte auf! Nein, nein, sprechen Sie nicht, Sie müssen sich noch schonen — was meinen Sie? Ja, ja, Sie sollen alles wissen — vorerst trinken Sie eine Tasse Thee und essen einen Zwieback dazu. — Marie, den Thee für das gnädige Fräulein!“

Fanny horchte auf: wahrhaftig, das war Marie, ihr Dienstmädchen, und sie selbst lag in ihrem wohl-durchwärmten Schlafzimmer, und es war so sauber aufgeräumt und eingerichtet, daß sie mit einem Gefühl des Behagens wieder die Augen schloß, um von neuem einzuschlummern, der Genesung entgegen.

Erst als sie wiederum erwachte, trank sie den Thee, als sie mit Appetit den Zwieback.

Dann streckte sie der gutmütigen Nachbarin die abgekehrte Rechte entgegen.

„Frau Dachs, wie unendlich bin ich Ihnen verpflichtet!“

Frau Dachs schüttelte lachend mit dem Kopfe. „Mir nicht sehr, Fräulein, aber jemand andern —“

„Jemand — wem?“

„Einer Dame, Fräulein, die alle Tage hier gewesen ist, ja sogar einige Nächte, und Sie so eifrig gepflegt und abgewartet hat, als ob sie Ihre leidhaftige Schwester wäre.“

„So ist es kein Traum gewesen, ich habe wirklich eine fremde junge Dame an meinem Bett stehen sehen? War es eine barmherzige Schwester?“

„Nein, nein — lassen Sie nur, Sie sollen noch alles erfahren. Regen Sie sich nur um Gottes willen nicht auf.“

Was half es? Fanny mußte Geduld üben. Freilich simulirte sie angestrengt, wer nur in aller Welt ihre Pflegerin sein möge, doch noch hielt ihre Schwäche ihrer Absicht nicht stand, ihre Gedanken verwirrten sich wieder, sie sank von neuem in Schlaf. Beim Erwachen stand die junge Dame neben ihrem Bett, hielt liebevoll ihre Hand in der ihrigen.

Fanny blickte sie verwundert an. Sie hatte dieses Gesicht nie gesehen!

„Sie, nicht wahr, Sie sind der gute Engel, der mich gepflegt hat?“

Die Fremde lächelte freundlich.

„Geprüft habe ich Sie, Fräulein, und freue mich, daß es mit so gutem Erfolg geschehen ist. Ob ich ein guter Engel bin, weiß ich nicht.“

„Wer sind Sie — ich kenne Sie doch nicht?“

„Ich heiße Melanie.“

„Melanie — und wie noch?“ flüsterte Fanny, indem sie vergebens versuchte, sich emporzurichten.

„Bleiben Sie nur liegen, Fräulein — nun wohl, ich sehe, ich muß Ihre Willbegier stillen; ich bin die Schwester von Frau Doktor Dohloff.“

Die Züge der Kranken verdüsterten sich. Bisher glich sie einer Neugeborenen, welcher alle Dinge des Lebens unbekannt sind, selbst die wenig rücksichtslosen Anspielungen der Frau Dachs waren wie fremde Laute an ihren Ohren abgeprallt — der eine Name rief wie durch Zauberschlag das Bild der Vergangenheit wieder hervor, mit allen ihren Leiden, ihren Schrecken, ihren Sorgen.

„Betrüben Sie sich nicht, armes Kind,“ sagte Melanie, sie zärtlich streichelnd. „Es wird alles gut werden. Sie und meine arme Schwester haben am meisten gelitten, — auch Ihnen beiden wird die Sonne wieder scheinen. Lassen Sie mich Ihnen berichten, wie alles gekommen ist, vor allem, wie ich zu meinem Posten als Krankenpflegerin berufen worden bin, es wird besser sein, wenn Sie alles erfahren, als daß Ungewißheit und Spannung an Ihnen zehren.“

Und nun erzählte das junge, schöne Mädchen, wie Frau Dachs Fanny zu Bett gebracht und sodann vor allen Dingen einen Arzt geholt habe. Da sie die Adresse von Fannys Freundin nicht wußte, schickte sie zu Marie Kemper, dem Mädchen der Kranken, das noch keinen neuen Dienst angenommen hatte und sich freute, in die angenehme Stellung zurückkehren zu können. Zum Glück kam am andern Tag Mathilde, Fannys Freundin, von selbst. Sie hatte aus der Zeitung die Freilassung der Schweregeprüften erfahren, sie zu begrüßen, eilte sie herbei, und nun fand sie die Arme ohne Bewußtsein und in hoher Gefahr. Da sie selber zu Hause die Mutter krank hatte, konnte sie sich nicht einmal der Pflege Fannys widmen; die freundlichen Helfer beratschlagten daher, ob sie nicht die

Kranke in ein Hospital bringen lassen sollten. Davon wollte jedoch der Arzt nichts wissen, da Fanny in diesem Zustande nicht transportiert werden könne. Darauf faßte man den Entschluß, eine barmherzige Schwester zu Hilfe zu bitten — gerade da erschien Melanie, teils aus eigenem Antrieb, teils in Erfüllung des Wunsches ihrer Schwester, welche sich dem unschuldigen Mädchen gegenüber in moralischer Schuld fühlte. Der Affessor hatte den Damen von allen Geschehnissen des letzten Tages schonungsvoll Mitteilung gemacht und dabei erwähnt, wie verlassen Fanny sei und wie sehr sie wohl eines freundschaftlichen Beistandes und Trostes bedürfe. Dieser Wink genigte, um die edlen Herzen der Schwestern zum Bewußtsein einer jener Pflichten zu entflammen, welche der gute Mensch sich so gern erschafft, und da Sophie noch zu sehr im Bann des schweren Schicksalschlages, der sie betroffen, dahinsiechte, so übernahm es die jüngere Schwester, die Annäherung an die einstige Verehrerin ihres Schwagers zu vollziehen.

Energisch und im höchsten Grade opferwillig, wie Melanie war, übernahm sie auf der Stelle selbst die Wartung der Erkrankten, der sie nicht allein die Tage, sondern zum Teil auch die Nächte widmete, obwohl sie ihr eignes Verdienst mit Bescheidenheit in ihrem Bericht übergab, um dafür die sorgliche Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit der Frau Dachs und Mariens treue Geschäftigkeit auf den Schild zu erheben.

„Und so,“ endete Melanie, „sind wir Freundinnen geworden, ehe wir einander eigentlich gekannt haben — und wenn es Ihnen so recht ist, wie mir, liebe Fanny, so bleiben wir es für immer, nennen uns bei unsern Vornamen und reichen uns die Hand zum innigen Bunde. Wollen Sie?“

Ob Fanny wollte? Mit Thränen der Rührung bot sie die abgekehrte Hand dar, welche Melanie tiefbewegt an den Mund drückte.

Dann beschatteten sich wieder die Züge der Rekonvalescentin — sie fragte leise nach dem Mörder. „Eigentlich ist das noch kein Thema für Sie, Fanny, — ich denke aber, es wird Sie beruhigen, wenn Sie vernehmen, daß die Schmach eines elenden Ausganges der ehrenwerten Familie erspart bleibt.“

Fannys Augen leuchteten auf.

„Der Unglückliche — er hat —“

„Er hat selbst Hand an sich gelegt. Der eigne Vater hat ihm die Waffe überbracht, mit der er sich erschossen hat. Da seine Hände gefesselt waren, hat er mit unsäglicher Mühe das Pistol aus der Tasche gezogen, emporgehoben und den Lauf in den Mund gesteckt — ja, Fanny, mein armer Schwager ist gerächt, und seine Gebeine schlummern in geweihter Erde — ungeheuer war die Beteiligung an der ergreifenden Feier.“

„Aber der arme Vater — wird er nicht Strafe erhalten?“

„O ja, eine geringe Strafe, aber er fragt nichts danach, denn er hat ohne Zögern zugestanden, der Ueberbringer der Waffe gewesen zu sein. Wie mir Affessor Lindner sagte, wird ihm selbst die wenige Strafe, die ihn erwartet, jedenfalls im Gnadenwege erlassen werden.“

Fanny sank erschüttert und angegriffen zurück — noch eine Frage schwebte auf ihren Lippen, doch wagte sie es nicht, sie zu stellen. Leise nur und nicht einmal für die Freundin vernehmbar, kispelte sie den Namen „Bruno.“

Wieder drei Tage später. Die Kranke hat zum ersten Male das Bett verlassen. In einem allerliebsten Reglig sitzt sie auf dem Sofa ihres Wohnzimmers, das blasse Antlitz voll Liebe der neuen Freundin zugewandt, die Augen weidend an der Fülle köstlicher Blumen, die rings in Gläsern, Vasen und Töpfen herumstehen und das Zimmer fast in einen Garten verwandeln.

„O wie schön, wie schön — Melanie, wie soll ich Ihnen danken! Das haben Sie alles für mich gethan!“

„Ich nicht allein,“ lächelte Melanie. „Viele Hände haben diese Kinder Floras gespendet, um die Unschuldige bei ihrer Rückkehr in Freiheit und Leben zu begraben. Die Nachbarn, die Hausbewohner, Ihre Freundin Mathilde, eine Restaurateursfrau aus dem Hause, wo Ihre Eltern gewohnt haben, ja ganz fremde Personen sind gekommen, Früchte, Bouquets und Blumen zu überbringen.“

„Von wem ist dieser schöne Myrtenstock inmitten der wunderbaren Dekoration von Chrysanthemen, Rosen, Veilchen und Maiblumen?“

„Von einem Herrn, der sich alle Tage dreimal mit besorgter Miene nach Ihrem Befinden erkundigt hat,“ kam der Bescheid vernehmlich aus Melanies Munde. „Und hören Sie — da ist er schon wieder —, seine Ungeduld. Sie zu sehen, war gestern kaum noch zu bezähmen.“

Fanny erröte und preßte die Hand aufs ungestüm schlagende Herz — erwartungsvoll hingen ihre Augen an der Thür, die jetzt aufging, um Bruno und seinen

Vater hereinzulassen. Die Rekonvalescentin erriet sofort, wer ihres Geliebten Begleiter sei, ängstlich und ehrerbietig wollte sie aufstehen, doch der Greis winkte abwehrend, trat vor sie hin, ergriff liebevoll ihre Hand und begann mit einer Stimme, der er vergebens die gewohnte Festigkeit zu verleihen suchte:

„Mein Fräulein, ich komme, Ihnen zu danken. Sie wissen, wer ich bin, zwischen uns bedarf es keiner die Bedeutung des Moments entwürdigenden Zeremonie. Sie haben für die Ehre meines Geschlechts gelitten wie eine Märtyrerin, haben Schuld und Schmach auf das eigne Haupt geladen, aus Liebe für meinen Sohn und aus Achtung für seinen Namen. Empfangen Sie dafür den warmen Dank eines Mannes, dem die Ehre allezeit das Höchste war! Mein Sohn hat mir offen seine Liebe zu Ihnen bekannt, sowie die Gründe, die ihn bewogen haben, dieselbe bisher mir gegenüber geheim zu halten. Gewiß, ich verdiente dieses Mißtrauen, mein Fräulein, ich war stolzer, als ein Mensch sich unterfangen darf, es zu sein. Mein Stolz ist gedemütigt worden, tief gedemütigt! Ich erkenne jetzt, wie eitel und thöricht ich war, mich zu überheben. O mein liebes Fräulein, ich muß jetzt Ihnen als Bittender nahen, — es ist keine Ehre mehr, einen Namen wie den meinigen zu tragen, — aber selbst noch so fleckenlos wie einst, würde die Verbindung eines seiner Träger mit Ihnen ihm zur höchsten Ehre gereichen. Und so frage ich Sie denn, im Auftrag meines einzigen Sohnes — er legte vernehmlichen Nachdruck auf das Wort „einzigen“ —, ob Sie sich so weit erniedrigen wollen, die Gattin des Bruders eines Mörders zu werden, und einen Namen anzunehmen, den ganz Deutschland mit Verachtung und Abscheu nennt?“

Was gab Fanny für eine Antwort hierauf? Gar keine. Oder sie sprach doch nur durch Thränen, Blicke und Gesten. Aber es waren Freudenthränen, die sie weinte — sie drückte des alten Mannes Hand und

streckte die andre nach Bruno aus — Melanie war schon lange diskret aus dem Zimmer verschwunden —, und Bruno umfing sie mit seinen Armen und bedeckte ihren Mund mit Küssen, und dann zog der Greis sie tief ergriffen an seine Brust.

„Ich habe meinen Abschied genommen, Fanny — ich gehe nach Föhren, das Gut meines Vaters zu übernehmen — und du gehst mit mir als mein Weib!“

„Ich gehe mit dir!“

Das waren die ersten Worte, die Fanny sprach — Worte, die drei Monate später zur heiligen Wahrheit wurden. Die Hochzeit wurde in Föhren gefeiert, Mathilde und Melanie reisten als Brautjungfern mit. O wie glücklich Fanny wieder lächelte!

„Und wie geht es deiner armen Schwester, Melanie?“ fragte sie die neben ihr im Wagen sitzende Freundin.

„Besser, Fanny. Sie beginnt sich in den Willen der Vorsehung zu fügen. Auch auf ihre Wangen werden die Rosen zurückkehren. Sie sendet dir ihre herzlichsten Glückwünsche.“

„Die Liebe, Gute!“

„Und weißt du, wer dich noch beglückwünscht durch meinen Mund?“

„Nun?“

„Affessor Lindner. Das ist ein edler Mann, Fanny, — du trägst ihm doch nicht nach, was seine Pflicht ihn gegen dich hat thun lassen?“

„O nein — ich bin ihm im Gegenteil für die Humanität, womit er die schweren Pflichten seines Amtes erfüllt hat, von Herzen dankbar.“

„Das ist gut, Fanny, denn sonst müßten wir Feindinnen werden.“

„Feindinnen, warum?“

Melanie zog die Freundin an sich, preßte einen Kuß auf ihre Wange und flüsterte ihr schelmisch ins Ohr:

„Warum? Weil die Frauen immer und jederzeit zu ihren Männern halten müssen!“



Grahamstown-Mine bei Johannesburg (Transvaal).

Goldminen und Goldgewinnung.

Von

Theodor Sundaussen.

(Bilder S. 227 u. 229.)

Seit mehr als 4000 Jahren hangen die Menschen am Golde: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, weh uns Armen, denken die Goldsucher heute in den unwirtlichen Gegenden des hohen Nordens, und in andern Worten klingt uns dieser Gedanke aus dem fernem Altertum entgegen. Was dem Golde diese Anziehungskraft verleiht, ist nicht seine Seltenheit, denn andre Metalle, wie Lithium, Thorium, Rubidium, Vanadium, Gallium und andre sind seltener und viel teurer als Gold, sondern seine Schönheit, seine Biegsamkeit und Schmiegbarkeit und seine Widerstandsfähigkeit gegen die zerstörenden Einflüsse der Luft und der Flüssigkeiten bei verhältnismäßig leichter Gewinnung. Diese Eigenschaften des Goldes bedingen seine Verwendung für bestimmte technische Zwecke, sie bestimmen aber vor allem das Gold, eine Ware wie jede andre, zum besten Wertmesser aller andern Waren, zur Geldmünze.“

Bereits einmal, am Ende des Mittelalters, war das Gold sehr knapp geworden. Die Fundorte des Altertums waren erschöpft oder in den Wirren des frühen Mittelalters in Vergessenheit geraten, das Mittelalter selbst hatte nur beschränkte Goldlager entdeckt, und so blieb zuletzt nichts übrig, als die neuen Goldmünzen fast ausschließlich durch Umprägung alter Goldmünzen herzustellen. Auch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts glaubten manche, eine baldige Verminderung der Goldproduktion voraussetzen zu sollen, aber wie am Ende des Mittelalters die Entdeckung Amerikas neben einer Silbermenge auch eine Fülle Gold brachte, so wurden in den letzten Jahrzehnten in Nordamerika, Südafrika und Australien Goldlager von einem ungeahnten Reichtum erschlossen. Die jährliche Goldgewinnung auf der Erde ist dadurch gegen früher außerordentlich gestiegen, sie betrug während des sechzehnten Jahrhunderts dem Werte nach



Junge Sorgen.

Besetzt von

Johanna Balty.

Gemälde von Professor W. H. Rösler.

Junge Sorgen, junge Sorgen!
Nebelschleier, die am Morgen
Schnell verscheucht der Blütenwind.
Mütterchen sinnt an der Wiege,
Ob auch warm ihr Liebling liege,
Ob das Kissen auch umschmiege,
Weich wie Flaum, ihr süßes Kind.

Sinnend schaut sie in die Ferne —
Ach, einst leuchten andre Sterne
Ueber ihm bei Tag und Nacht.
Die sie hält, die win'gen Schuhe;
Fanden lange dann schon Ruhe
In der schätzreichen Cruhe —
Wer hat dann bei ihm die Nacht?

Stürmen wird er in das Leben!
Nach dem Höchsten wird er streben —
Horch! ein Laut — es weint ihr Kind!
Gott gegrüßt, du kleiner Schreier!
Mein noch, mein! sie atmet freier.
Junge Sorgen — Nebelschleier,
Die verscheucht der Blütenwind!



Goldwucher in Afrika. Zeichnung von J. Bell.

19,8 Millionen Mark, während des achtzehnten Jahrhunderts 54,2 Millionen Mark, während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts 67,5 Millionen Mark, im Jahre 1898 rund 1226,2 Millionen Mark und im Jahre 1899 nahezu 1370 Millionen Mark. Rechnungsweise ist seit der Entdeckung von Amerika für 41399 Millionen Mark Gold gewonnen, davon mehr als die Hälfte, nämlich für 22336 Millionen Mark seit 1860, und von diesen wieder für 10669 Millionen Mark erst seit 1885. Die reichsten Goldländer sind Transvaal, Australien und die nordamerikanische Union, die jährlich je über 100 000 Kilogramm Gold erzeugen. Ihnen schließen sich Sibirien mit 35 000 Kilogramm, Südamerika mit 18 000 Kilogramm, Mexiko mit 14 000 Kilogramm und Indien mit 10 000 Kilogramm Gold im Jahre an. Die Gold-erzeugung Europas ist dagegen verschwindend. In den letzten Jahren sind eine ganze Anzahl neuer wertvoller Goldfelder bekannt geworden, so in Kamtschatka, auf der Halbinsel Liaotung, in den tibetisch-chinesischen Grenzgebieten, in Japan, auf den Philippinen, auf Madagaskar, die Klondykefelder in Kanada und die Goldlager bei Kap Nome in Alaska.

In der Natur findet sich das Gold meist gebiegen als Metall, wenn auch dann oft mit Eisen, Kupfer, Blei, Platin, Wismut und andern Metallen legiert vor, während Goldzerse selten sind. Zu den Goldzerzen gehören Schiefer, eine Tellurverbindung von Gold und Silber, Blättertellur und Weistellur, zwei Tellur-Schwefel-Antimonverbindungen von Gold, Silber und Kupfer oder Blei und vielleicht auch Schwefel-Goldverbindungen in manchen goldhaltigen Schwefelmetallen. Für die Hüttentechnik ist es ein Unterschied, ob das Gold metallisch vorhanden ist und nur abgetrennt zu werden braucht, oder ob man es mit Goldzerzen zu tun hat, aus denen Tellur, Arsen, Schwefel und Antimon erst durch Rösten zu entfernen sind, um das metallische Rohgold abzuheben zu können. Ferner ist es für den Verhüttungsprozess bedeutungsvoll, ob Gold als Hauptprodukt oder als wertvolles Nebenprodukt bei der Verarbeitung von goldhaltigen Silber-, Blei- und Kupfer-erzen gewonnen wird.

Für die bergmännische Gewinnung ist dagegen das geognostische Vorkommen des Goldes viel wichtiger, das heißt ob es als Berggold auf seiner ursprünglichen Lagerstätte oder als Seifen- oder Waschgold auf einer sekundären Lagerstätte auftritt. Berggold findet man vorzugsweise auf Quarzgängen in älteren und alten Gebirgsschichten. Bald sind es Goldblättchen, bald Goldkörner, bald kleine Goldtrümmchen, bald Goldtrümmerstücke, die mit andern Erzen zusammen auf Erzgängen vorkommen. Die bergmännische Bearbeitung solcher goldhaltiger Erzgänge unterscheidet sich in nichts von der nicht goldhaltiger Erzgänge. Die Abscheidung des Goldes geschieht erst an der Tagesoberfläche entweder bei der Aufbereitung der Erze, das heißt bei deren Zerkleinerung und Sortierung oder, was häufiger ist, bei der Verhüttung. Ist das Gold das Hauptgewinnungsprodukt, so werden die Erze im Pochwerk zerkleinert und das metallische Gold durch Quecksilberzusatz ausgeschieden. Quecksilber hat nämlich die bekannte Eigenschaft, sich mit Gold zu amalgamieren. Das so gewonnene Goldamalgamat wird durch Leder gepreßt, damit das überschüssige Quecksilber abfließt. Das zurückbleibende feste Amalgamat enthält das Gold. Es wird in sogenannten Glöden-öfen oder in Retortenöfen so lange gegläht, bis das Quecksilber verdampft ist, und der Rückstand aus mehr oder weniger reinem Rohgold besteht.

Sehen wir von den Verfahren ab, bei denen Rohgold im Schmelzprozess gewonnen wird, so haben in der Praxis zwei Methoden, die Auflösung des Goldes durch Chlor und die durch Cyankalium, große Bedeutung erlangt. Beide sind nur für Erze, die das Gold in metallischem Zustande enthalten, die also nötigenfalls vorher geröstet sein müssen, verwendbar, beide geben aber auch bei sehr goldarmen Erzen noch Nutzen und gewinnen fast alles Gold heraus. Beim Chlorationsprozess wird das Gold durch Chlorgas in lösliches Goldchlorid verwandelt. Dieses wird durch warmes Wasser ausgelaugt, und dann wird das Gold aus dieser Lauge entweder durch Eisenvitriol als Metall oder durch Schwefelwasserstoff als Schwefelgold gefällt. Beim Cyankaliumprozess, der für die Goldzerze des Witwatersrandes in Transvaal zuerst Herrschaft erlangt hat, wird das Gold durch Cyankalium aufgelöst, ausgelaugt und aus der Lösung durch frische Zinkspäne oder elektrolytisch wieder ausgeschieden.

So weit verbreitet goldhaltige Erzgänge auch sind, so wird doch die Hauptmasse des Goldes auf sekundärer Lagerstätte gefunden, das heißt an Orten, wohin das Gold mit den übrigen zertrümmerten Gesteinen gelangt, meist vom Wasser zusammengeschwemmt ist. Man nennt solche Zusammenhäufungen Goldseifen und unterscheidet zwischen rezenten Goldseifen, das heißt solchen, deren Entstehung der, freilich schon hunderttausend Jahre alten, geologischen Gegenwart angehört, und fossilen Goldseifen, die in früheren geologischen

Zeiten entstanden sind. Die Gesteinstrümmer sind je nach dem ursprünglichen Felsen verschieden, meist bestehen sie aus Quarzsanden, Thon, Glimmer und Bruchstücken verschiedener Gesteinsarten, bald sind es Sande, bald Gerölle, bald Bruchstücke mit eingelagerten Felsblöcken. Das Gold tritt als Staub, Körner, feine Blättchen oder größere Stücke auf, deren Gewicht bisweilen recht bedeutend ist, wurden doch vereinzelt Goldklumpen im Gewicht von 30 Kilogramm bis 150 Kilogramm gefunden. Ebenso verschieden wie die Größe der Goldkörner ist auch der Goldgehalt des Sandes. Es giebt Goldsande, aus denen sich rasch eine größere Menge Gold herauswaschen läßt, und es giebt sehr arme Goldsande, bei deren Verarbeitung der fleißigste Goldwäscher verhungern kann, ist doch der Sand des Rheines zum Teil auch eine Goldseife, die freilich nur $\frac{1}{10\,000\,000}$ Gold im Durchschnitt enthält. Die meisten Goldseifen liegen offen am Tage, viele hingegen sind von tauben, das heißt goldleeren Schuttmassen, vereinzelt auch von Lavagesteinen bedeckt worden.

Der Grundzug aller Gewinnungsmethoden des Seifengoldes besteht in einem Herauswaschen der schwereren Goldkörner aus dem Sande. Die Größe der Felder, auf denen dem einzelnen das Goldsuchen gestattet ist, finden wir dort, wo geologisch geordnete Verhältnisse herrschen, begrenzt, doch kann natürlich von einem eigentlichen Bergbau nicht die Rede sein, höchstens wendet man Stollenbetrieb an, um Goldsande unter einer Lavabedecke zum Verwaschen herauszuholen. Die beim Verwaschen des Sandes benutzten Gerätschaften sind in den minder kultivierten Gegenden sehr primitiv. Im Innern Chinas paßt man Reifig in ein Bachgerinne, in dem man den Sand verwascht, damit die Goldblättchen am Reifig hängen bleiben. Die Tagalen auf den Philippinen benutzen flache Rohrförbe zum Auswaschen des Goldes, und in andern Gegenden müssen dazu auch Kürbischalen dienen. In Brasilien und auf Borneo wird mit hölzernen Schüsseln und Trögen gearbeitet. Gegen höher liegende goldhaltige Sandbänke wird beim sogenannten hydraulischen Abbau ein Wasserstrahl geführt, der die Massen lockert und auswäscht.

Von den genannten Waschvorrichtungen führt eine Anzahl zwar besserer, aber noch recht unvollkommen arbeitender Apparate zu den Waschtrommeln, Wasch- und Stoßherden, die eine rationellere Goldgewinnung gestatten. Um einem zu großen Goldverlust vorzubeugen, der beim Verwaschen des Sandes kaum zu vermeiden ist, unterbricht man das Auswaschen, wenn die Hauptmenge des tauben Gesteins entfernt ist, und gewinnt aus dem angereicherten Goldsande das Gold durch Amalgamation oder durch Auslaugen. In Kalifornien ist man nicht beim Goldsand auf dem Lande stehen geblieben, sondern hat den Goldsand der flachen, an der Küste liegenden Meeresgründe durch Vaggen- und Taucherarbeiten, und den Goldsand am Boden des Meeresumflusses durch Arbeiten unter Druckluft in Glöden, in den sogenannten Caissons, zur Goldgewinnung mit herangezogen.

Ein eigenartiger Goldbergbau herrscht auf den Goldseifen des arktischen Nordamerika, wo der Boden das ganze Jahr hindurch hart gefroren ist und nur während des kurzen Sommers einige Meter tief auf-taut. Hier findet die eigentliche Gewinnung des von einer tauben Sandschicht überlagerten Goldsandes nur im Winter statt. Mit glühenden Steinen und Holzbränden werden durch Austauen und Herausheben der aufgeweichten Massen allmählich im festgefrorenen Boden kleine Schächte zu den goldführenden Sanden niedergebracht und in diesen Gänge angelegt. Von diesen Gängen aus wird die wertvolle Sandschicht durch Feuer nach und nach aufgeweicht und heraus-gefördert. An der Erdoberfläche gefriert die Masse sofort wieder und taut erst während des Sommers wieder auf. Die Verwaschung des Goldsandes findet deshalb getrennt von der Gewinnung im Sommer statt.

Ein verwandtes Abtaue- und Gewinnungsverfahren wenden die Goldsucher des nördlichen Sibiriens an. Sie benutzen die strenge Kälte des dortigen Winters, um durch Moorboden und nasse Sande Schächte zu den wasserhaltigen Goldseifen abzutauen und die Goldsande zu gewinnen. Mittels einer nach der Erfahrung berechneten Feuergrut wird der hart gefrorene Boden einige Centimeter tief aufgetaut und die weiche Masse herausgenommen. Dann läßt man die Kälte darauf einwirken; diese bringt um die kleine Grube tiefer in den Erdboden. Wieder wird der Boden der Grube etwas durch Feuer aufgetaut und herausgekracht, und wieder kann die Kälte in die offene Grube eindringen und die Frostsicht um sie tiefer hinabziehen. So bringt der Arbeiter mit abwechselndem Austauen und Weitergefrierenlassen der wasserreichen Sande nieder, während die Winterkälte das kleine Bergwerk mit einer natürlichen Frostmauer schüßend umgibt.

Eine besondere Stellung nehmen die Goldlager in Transvaal und einige Goldvorkommen in Westaustralien ein. Es sind dies keine Erzgänge, aber auch keine lockeren

Goldseifen, sondern stöckartige Schichten eines Quarz-konglomerats, das durch ein sehr goldhaltiges Eisen-kiesbindemittel fest verkittet ist. Diese gruppenweise auftretenden Konglomeratflöze gehen mit den übrigen Gebirgsschichten muldenförmig in die Tiefe. Ueber die Bildung dieser Goldlager sind verschiedene Theorien aufgestellt, die bei aller Verschiedenheit doch sämtlich annehmen, daß die Entstehung der Konglomeratflöze mit der Bildung der sie über- und unterlagernden Gebirgsschichten gleichaltrig ist, und daß sich das dortige Gold auf sekundärer Lagerstätte befindet, sei es, daß es in Goldseifen der geologischen Vergangenheit liegen blieb, sei es, daß es sich aus goldhaltigen Lösungen in dem Geröll eines einstigen flachen Meeresarmes niederschlug. Wie die bergmännische Gewinnung dieser Goldzerze ein moderner Großbetrieb mit allen Errungen-schaften der heutigen Bergbautechnik ist, so wird auch den gepochten Erzen das Rohgold in einem bis ins kleinste durchgebildete Verfahren, das den Amalga-mationsprozess mit der Auslaugung durch Chlor und durch Cyankalium geschickt verbindet, entzogen.

Diese Goldgruben des Witwatersrandes mit ihren tiefen Schächten, mit Dampfkrast und Elektrizität, die im ewigen Eise aufgetauten Goldgruben des arktischen Amerika, die hydraulischen Abbaue Kaliforniens, wo ein mächtiger Wasserstrahl die goldführende Sandbank lockert, die Goldbergwerke Deutschlands und Ungarns auf Erzgängen, und all die verschieden gearteten Gold-wäschereien: all das sind Goldminen, in denen das heiß begehrte gelbe Metall, das von den Menschen oft gelobte und gepriesene und oft verwünschte Gold, ge-wonnen wird.

Wiener Herbstbilder.

(Bilder S. 232.)

„Bei der Damenkapell'n.“

Bei der „Damenkapell'n“ geht es nicht so laut und ungebunden zu wie unter den Klängen eines Heurigen-quartetts, sie ist aber noch weit populärer und steht in der Volkskunst, besonders wenn es eine „Elite“-Kapelle ist, dem Range nach gleich nach der Militärkapell. Eine Damenkapelle bietet ja schon eine Augenweide, ehe noch der erste Ton erklingt, und nicht bloß für das starke Ge-schlecht, das weibliche Auditorium schwärmt noch mehr für die „Damenkapell'n“, blickt wohl mit liebevoller Teil-nahme auf die „armen Dinger“ im Orchesterraum dort oben, die bis tief in die Nacht, ja bis zum frühen Morgen hinein tüchtig musizieren müssen, um sich ihr Brot zu verdienen. Es sind aber auch liebliche, anmutige, schöne „Dinger“ in ihren sittsam einfachen weißen Kleidern mit schwarzer oder roter Schärpe, das Paar flott in den Roden hinab frisiert, meist lauter liebe Wiener Gesichter. Jetzt beginnt mit dem ersten Taft ein „Wiener Walzer“, den muß man hier auch spielen lassen. Die „Damen“ haben es ihrem Strauß abgelernt. Wie die Wienerin den Walzer ummachamlich tanzt, so spielt ihn hier die Kapelle. Mit Hilfe des Klaviers und des Harmoniums ist es ja auch ein wohl und voll klingendes Orchester, das auch schwie-rigeren und ernsteren Aufgaben gewachsen ist. Tanzmusik und Wiener Lieder bleiben aber immer ihre Schläger, wenn inzwischen auch eine klassische Nummer sich hervor-wagt. Die „Damenkapell'n“ in voller Bewegung zu sehen, im Fortissimo einer Nummer wie im sanften Adagio, bietet, wie gesagt, noch eine besondere Augenweide, die Anmut der Weiblichkeit triumphiert hier vollständig über das Männerorchester, hier stört selbst bei der Waghige keine Kupfernase und bei der Klarinette kein vorzüglicher Mund. Mustern wir nun die Reihe der schönen Musi-kantinnen, um zu finden, welcher der Preis, die Schönste zu sein, gebührt? Vielleicht der, welche bei der Pause steht, mit den Händen hinterm Rücken eine Tschinelle haltend? Der allbeliebte Volksfänger Guschlbauer, der „alte Drahzer“, singt es ja schon lange:

„Da, da von der Damenkapell'n,
Da, da mit der Tschinell'n,
Da pumpt im Herzen mir um
Und macht mir den Schädel ganz dumm.“

Ein Quartett beim Heurigen.

„Komm, Karlinchen, komm, Karlinchen, komm! Wir woll'n nach Ruzdorf gehn, dort ist es gar so schön!“ — Da sitzen sie auch schon draußen beim Heurigen, mit und ohne Karlinchen, mit und ohne „Flamme“. Vielleicht hat die eine diesen Sonntag gerade nicht ihren „Aus-gang“, ist die andre heute auf ihren Franzl „harb“, und mit der dritten ist es ganz aus, sonst säßen auf dem Tisch rechts die drei gewiß sehr feischen und flotten Geister nicht jeder allein neben ihrem liebesbeglückten Freund, der mit seinem Karlinchen so andächtig dem „Tanz“ zuhört, den das Quartett soeben aufspielt. Es ist sicherlich eine höchst populäre Nummer, vielleicht dieselbe, die mit dem Refrain „Komm, Karlinchen, komm“ schließt; denn das „Musik-lantentischl“ ist umstellt von dem Publikum, das seine Plätze verlassen hat, um der Musik so nahe als möglich zu lauschen, ja keine Nuance der Violinen, der Zieh-harmonika und der Gitarre zu überhören, sich keinen Zucker, keinen Reifer, keinen Zucker der miteinander rivalisierenden Instrumente entgehen zu lassen. Die vier Musikanten sind sich aber auch mit eifrigem Eifer und Ernst ihrer Aufgabe bewußt, den „Tanz“ (allgemeine Be-zeichnung für jede Musiknummer beim Heurigen) so wiener-tisch als möglich loszulassen, daß es nur so singt und klingt und zuckt und reißt und juckt! Weiter beschreiben läßt sich dieses Zusammenspielen nicht, das muß man selbst

hören! Und auch selbst mit ansehen, denn in den Gesichtern der Musikanten wie der Zuhörer blinzeln die Augen, zucken die Muskeln und Nerven voll Entzücken mit, der junge Wein, der „Heurige“, rumort in den Saiten wie in den Köpfen und Kehlen. Die gespannte lautlose Aufmerksamkeit hört auch sofort auf, sobald der „Tanz“ in seinen Refrain ausgeht: dann singt und patscht alles mit, und das Quartett leistet dazu sein Neuperfies. Nun schmeckt erst recht ein frischer Trunk! Einige Ruhesetzer gab es aber auch schon mitten in der lautlosen Aufmerksamkeit aller andern, sie haben des guten Tropfen zu viel gethan, wie der alte Herr links und ein Gast in der Stube drinnen, die konnten sich nicht mehr zurückhalten und lassen und patschen schon, noch ehe der Refrain, der Schluß gekommen ist. Auch einen leisen Streit gab es schon, während das Quartett spielte. Der Korporal am linken Tisch hatte im Lauf der Woche für alle Fälle gleich zwei Schönen vorgelesen: „Komm, Karlchen, komm“, die eine Verschmähte ist ihm hieher nachgekommen und stellt ihn darüber zur Rede, die andre Beglückte spielt dabei wohl verlegen mit den Fingern, freut sich aber sonst, die Mitgenommene zu sein. Die Stehende wird sich schließlich wohl auch noch dem Korporal zur Seite setzen und der andern das himmlische Vergnügen gönnen. Es ist doch gar zu schön, beim Heurigen zu sitzen und wienerische Tänz' zu hören! 's nächste Mal wird sie nicht wieder allein sein.

In der Kirche.

Plauderei

von

Gony Schumacher.

In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.
Küder.

Eine Rede zu halten oder gar ein Urteil abgeben zu wollen über die Art der verschiedenen Kirchen, über die Meinungsverschiedenheit der Anbetung, über die große Frage, wo soll und wie kann diese am besten vor sich gehen, liegt mir ferne, würde auch gar nicht in den Rahmen einer Plauderei passen. Ich lasse den großen, weiten Begriff Kirche vollständig beiseite liegen, wie auch alle diejenigen, für welche dieses Wort kein Begriff mehr ist, und ich schaue mir nur die vielen Tausende der verschiedensten Bekenntnisse an, die ihre Andacht gruppenweise an einem Versammlungsort verrichten — in der von Menschenhand gebauten Kirche, für sie das Haus Gottes, wo sie Belehrung, Erholung und Tröstung suchen.

Wo Religion ist, da ist auch ein Gotteshaus! So ist's zu allen Zeiten gewesen, und es muß dies wohl einem Bedürfnis des feinen Gott suchenden Menschen entsprungen sein. Wer ihn wirklich sucht, den wird es zu solchen ziehen, die gleichfalls dem Göttlichen nachforschen, wer dieselbe Ansicht darüber gewonnen hat, der freut sich der Gemeinschaft mit den Gleichdenkenden — bei jeder Gemeinschaft wird einer sein, der lehrt, die übrigen hören, und je heilsbegieriger die Menschen sind, die hier zusammenkommen, je göttlicher wird der Geist sein, der hier weht. Ob nach des einen Ansicht Gott selber sichtbar in der Kirche wohnt oder ob er für den andern nur geistig vorhanden ist, ob der Lehrende Priester, Rabbiner oder Pfarrer heißt, ob die Heilsansichten so oder so lauten — der eine, gemeinsame Begriff: hier wird Gott gedient, darum soll heiliger Boden sein, ist allen eigen.

Da aber dieser heilige Boden von der Beschaffenheit derer abhängt, die in diesen Kirchen anbeten und die dort hinkommen, so ist das Ganze menschlich und nicht göttlich, und ich bleibe deshalb lieber weg und verrichte meine Andacht zu Hause.

Dieser Einwand vieler wird immer wieder gemacht werden, und in gewissem Sinne hat er ja seine kleine Berechtigung, besonders wenn wirklich dann auch die Andacht zu Hause verrichtet, der von Gott bestimmte Tag zur Verrichtung des inneren Menschen verwendet wird. Niemand wird bestreiten, daß im stillen Kämmerlein sowohl wie draußen in der Natur die Seele Gottesdienst feiern kann, und der Spruch: „Der Allmächtige wohnt nicht in Tempeln, von Händen gemacht“ giebt uns da eine große innere Freiheit.

Aber daß trotz alledem der gemeinsame Gottesdienst in einem Raume, der nur diesem Zweck geweiht ist, ein tiefbegründetes Bedürfnis und ein Segen ist, das können wir von denen hören, die kein Gotteshaus haben und oft mit den größten Opfern sich eines zu beschaffen suchen, oder die eins gehabt und in schwerem Vermissen des vorher vielleicht nicht Geschätzten gedenken.

Wie manchmal war mir's eine Last, wenn ich als junger Mensch mit den Eltern zur Kirche sollte, wenn des Sonntags früh die Sonne so schön schien, und ich mit den Kameraden gern in Wald und Feld hinaus wäre, las ich kürzlich in einem Amerikanerbrief. „Jetzt habe ich vollauf meine Freiheit, aber wie vermisse ich den Klang der Glocken, und wie gut ist so ein Zwang, der macht, daß man wenigstens einmal in der Woche daran erinnert wird, daß dies Leben ein Ende nimmt, und was dann?“

Ja, gestehen wir's, die Kirchenglocken sind uns allen schon zuzeiten unbehagliche Mahner gewesen, und nicht immer haben wir uns, wenn wir ihre metallene Stimme wirklich überhört, dafür im Tempel der Natur oder zu Hause in stiller Sammlung des eigentlichen Sonntagswedens erinnert, den wir, sofern wir eine Religion haben wollen, nicht wegbisputieren können. Ich sage gleich diesem Amerikaner: „Laßt es uns meinetwegen eine Ueberwindung kosten, am Sonntag zur Kirche zu gehen, früher deshalb vielleicht aufzustehen, irgend ein kleines Behagen branzugeben — laßt es selbst einen Zwang sein: die feste Einhaltung dieser Sitte hat ihr Gutes und entspringt einem göttlichen Gebote.“

Wenn aber der Prediger schlecht ist, wenn seine Ansichten nicht mit den meinen übereinstimmen, wenn er mir nichts Neues zu sagen weiß?“

Ja, was läßt sich zu diesen Einwänden sagen? Oft ist nur die Form mangelhaft und der Inhalt gut und anregend. Anderer Ansichten zu hören reizt zum Nachdenken, und einem willigen Hörer werden, wenn auch aus etwa ungeübtem Munde dargebracht, doch immer wieder neue Schönheiten aus Gottes Wort sich enthüllen. Und wenn das, was wir zu hören bekommen, auch wirklich trocken und gar nicht erbaulich wäre, wenn es sich in uns regt: wieviel erquicklicher wäre es da zu Hause oder im Freien — dann bleibt noch immer das eine übrig, daß wir unsre Seelen erfrischen an der Zusammengehörigkeit einer gleichgesinnten Gemeinde, an Gesang und Orgelspiel, an der Vereinigung mit andern in Bitte und Lob, und an dem Gefühl, allem Irdischen — räumlich wenigstens — für eine Stunde entrückt zu sein.

Für wie viele ist die Kirche ein Asyl, der einzige Ort, wo sie endlich ungestört ihre Gedanken sammeln, der einzige Ruheplatz, wo sie beten können! Wer hat im jetzigen Leben ein Kämmerlein dazu? Ich behaupte, weder die Armen in ihrem Plahmangel, Geschäftsunruhe und Kindergerühl, noch die Reichen in ihren die Sinne zerstreunenden Räumen. Ich wollte, es wären mehr Kirchen geöffnet, um all denen ein vorübergehendes stilles Plätzchen zu gewähren, die mit beschwertem Herzen ein solches suchen und sich tiefinnerlichst danach sehnen!

Ob es wohl ratsam ist, die Kinder schon mit in die Kirche zu nehmen? Die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus weist darauf hin. In unsern Verhältnissen läßt sich manches dagegen manches dafür sagen, und es ist schwer zu generalisieren. In den Städten, wo Kindergottesdienste eingerichtet sind, wird man wohl besser daran thun, diese zu benutzen. Auf der andern Seite giebt es nichts Schöneres, als wenn eine ganze Familie zusammen zur Kirche geht, wo die Kinder gar nicht anders wissen, als daß der Sonntag vormittag dem Gottesdienst geweiht ist, und wenn Vater und Mutter nachher mit ihnen über das Gehörte sprechen!

Ich höre erwidern:

„Diese Dinge sind zu hoch für eines Kindes Fassungsvermögen. Es sitzt da und langweilt sich nur. Der Begriff von Langweile wird ihm dann meist identisch mit der Kirche; sowie es selbständig geworden, bleibt es weg oder es giebt einen Gewohnheitschristen, der eben geht, weil die andern gehen, und das Ende von allem ist Heuchelei!“

Dies alles mag vorkommen, aber auch hier hebt der Mißbrauch doch nicht den Gebrauch auf. Ich wiederhole, wo Kindergottesdienste gehalten werden, da ist es wohl am zweckmäßigsten, die Kleinen dorthin zu schicken, sonst aber nehmt sie, vorausgesetzt, daß sie nicht zu jung und lebhaft sind, beruhigt mit euch in die Kirche. Ich versehe mich in Gedanken in meine eigne Kindheit. Wohl habe ich vieles von dem, was gepredigt wurde, nicht verstanden, habe aus Nebensachen geachtet oder mit den Beinen gebaumelt und aus Herzensgrund gegähnt, wenn nach dem zweiten Abschnitt nicht das Amen kam, sondern noch ein dritter begann, aber einzelne Schlagworte trafen doch immer wieder das zerstreute Ohr. Sprüche, in der Schule gelernt, und hier in eigentümlich feierlichem Ton vorgetragen, drangen tiefer ein. Die Vieder im Gesangbuch und die Texte wurden — allerdings vorerst nur, weil's die Erwachsenen thaten — mitgelesen und gelesen, sie befestigten sich dadurch aber auch, und das gezwungene Stillsitzen schadet keinem jungen Menschenkind etwas. Eine Stunde ist nicht zu lang, und das Plappermäulchen einmal halten und sich konzentrieren zu müssen, ist sicherlich eine gute Übung. Wo aber das kleine Herz von zu Hause aus schon mit seinem Gott bekannt gemacht wurde, da überkommt das zerstreute in der Kirche doch manchmal ein hehres Gefühl, die Kindererzogen und Kinderfunden, die oft viel schwerer drücken, als die Erwachsenen ahnen, drängen sich an die Oberfläche, und die vielleicht im ganzen gewohnheitsmäßig gefalteten Händchen drücken sich da und dort einmal fester und bewußter zusammen in einem dem allgemeinen Gebet beigefügten: „Vater Gott, hilf auch mir!“

Aber nicht nur die Kleinen, auch wir Alten haben oft große Mühe, beim Gottesdienst gesammelt zu

bleiben. Eine Stunde ist so kurz, wo die Eindrücke wechseln, wo die Sinne angeregt werden — sie kann uns so lang werden beim Blick in unser Inneres!

Wir sind im ganzen zu wenig gewöhnt, uns selber stand zu halten, das, was wir hören, ungeteilt zu erfassen und unverstreut in die Seele zu versenken. Es muß dies der Menschennatur besonders schwer fallen. Schon der heilige Augustinus und Luther haben geklagt, daß es ihnen selten gelinge, nur ein Vaterunser mit gänzlich ungestörter Andacht zu vollbringen, und keinem von uns allen geht es wohl besser damit. Ein ehrliches Wollen, gesammelt zu sein, mühten wir trotzdem haben, und statt dem — was für zerflatterte Gedanken bringen wir oft schon mit in die Kirche!

Wer kennt nicht gerade die Sonntagmorgen, wo es manchmal ist, als käme alles zusammen. Die Kinder sind nicht aus den Betten zu bekommen, an der frischen Wäsche springen Knöpfe, nach dem neuen Anzug vom Schneider muß geschickt werden, das Dienstmädchen bittet, nach Hause zu dürfen, und über all dem Vielerlei wird versäumt, das Nötigste noch bei Fleischer und Bäcker zu holen, und die Läden sind nun geschlossen. Endlich nach alledem die Ruhe in der Kirche, wie wohlthuend wirkt sie! Leider ist man etwas spät gekommen, das Durchschlafen in den engen Bänken hat die schon Anwesenden gestört — es war mitten im Anfangsgebet, aber jetzt sieht man glücklich und will auch recht aufmerksam sein. Aber die dummen Gedanken, die wie Fliegen durch den Kopf jagen! ... Hat man denn auch die Glasthür richtig verschlossen? — Wird der Braten wohl noch weich werden, wenn man nach Hause kommt? — Wird es nicht regnen zu der Landpartie, die man für heute nachmittag vorhat? — man mühte die Kinder ja wieder vom Kopf bis zu Fuß anders anziehen. — Der Stoff vom eignen Kleid verträgt die Nässe nicht, und ein besorgter Blick wandert zu den hohen farbigen Bogenfenstern, durch welche der jeweilige Stand des Wetters schon zu bestimmen ist.

Doch wenn wir auch ganz zu pünktlicher Zeit von zu Hause fortgingen und gesammelt uns an unsern Platz setzen, so lassen wir uns in der Kirche selbst vom richtigen Aufmerken durch das Verschiedenartige abhalten. Das eine fürchtet das Gedränge, es kann nur außen an der Bank sitzen, und wenn es zufällig hineinkommt, so ist's um die Andacht geschehen. Ein andres sehnt sich nach Gottes Wort, aber es kann eben merkwürdigerweise gerade die Kirchenluft nicht vertragen. Wieder eines fühlt beständig einen Zug und muß alle etwaigen Folgen davon sich ausmalen, oder es ist sehr musikalisch und läßt durch etwaige falsche Töne auf der Orgel sich die Andacht rauben, oder ein Nachbar, der allerdings besser zu Hause geblieben wäre, hustet, oder die Kirchenstühle werden zu hart befunden.

Anderer Art sind die Versuchungen, sich zerstreuen zu lassen durch Betrachten der vor uns Sitzenden, ihrer Gesichtszüge, ihres Anzuges, ihrer Haare. Eine Bekannte von mir wird gänzlich zerstreut durch den Geruch irgend eines Odeurs oder auch des Weihrauchs — sie ist Katholikin —, und ich selbst habe lange Zeit immer wieder den Faden der Predigt verloren, weil ich besondere Farbenreflexe und Lichteffekte auf dem silbernen Altargeräte, vergoldeten Gitter und auf den Rajen pausbäckiger Engel in Gedanken nachmalen mußte, so redlich ich auch dagegen kämpfte.

Sein Ich nicht konzentrieren zu können, ist menschlich, aber warum, hab' ich mich schon oft gefragt, warum sitzen wir stundenlang mit größter Aufmerksamkeit im Theater, haben dort keine inneren Anstrengungen zu machen, aufmerksam zu bleiben, denken nicht an Zugwind, etwaige Parfüms und Gedränge, oder wenigstens nicht ausschließlich, und wie kommt es, daß Theaterlust, die doch auch nicht immer die beste ist, fast nie träge und unlustig macht oder gar einschläfernd wirkt wie so manchesmal die in der Kirche? Und wie oft habe ich in Gesellschaften oder auf Bällen stundenlang Damen und Mädchen herumstehen sehen in der beengendsten, unbequemsten Kleidung, dieselben, die mich, den Kirchenbesuch betreffend, ernsthaft versicherten:

„Ich kann das lange Stehen beim Gottesdienst wirklich nicht vertragen!“

Es ist die alte Geschichte, wir können, was wir gern thun, wir überwinden uns leicht, wo wir angeregt sind! Es ist beschämend und ein rechter Mahstab fürs innere Leben, daß unsre vom Erdengetriebe zerstreute Seelen so bald müde werden, dem Geistigen, Unsichtbaren gegenübergestellt zu sein, und daß unsre Sinne, solange wir eben Menschen, und leider oft innerlich recht undisciplinierte Menschen sind, noch zu sehr Nahrung und Befriedigung verlangen.

Um dem Rechnung zu tragen, schmücken wir mit Recht unsre Kirchen. Nur einzelne, besonders tief gegründete Menschen werden in einem kalten, schmucklosen Raum dieselbe Andacht finden wie etwa in einem alten Gotteshaus, wo die Sonne durch die gemalten Scheiben auf Altar und Kanzel fällt, wo edle, ins Ewigte versenkte Menschen ihr ganzes künstlerisches



Bei der „Damentapell’n“.



Ein Quartett beim Heurigen.

Wiener Herbstbilder. Originalzeichnungen von E. Zanda.

Können angewendet, wo tiefempfundene und farbenprächtigt ausgeführte Gemälde, unsrer Phantasie entgegenkommend, das Heiligste darstellen, und wo unser Gebet nicht nur in Worten, sondern in Tönen und Harmonien eingehüllt, gen Himmel steigt. Je vollkommener wir unsre Gotteshäuser ausbauen und ausschmücken mit dem, was wir als höchste göttliche Kunst erkennen, je mehr werden sie unserm mangelhaften Aufschwung nach oben zu Hilfe kommen. Wo die Kunstbegriffe noch unabgeklärte sind, da kann auch mit geringen Hilfsmitteln das selbe erreicht werden, und der bunte, in unsern Augen ungeläuterte Auspuß manch kleiner Kirchen auf dem Lande ist für solche, die nichts Besseres kennen, gleichfalls erhebend, und darum nicht zu verwerfen.

Ich denke da an eine winzige Kapelle in der Schweiz.

Ringsherum in den Sennhütten giebt's nur das Nötigste, das alltäglichste Geräte — grau in grau, braun in braun. Und dort in dem Kirchlein sind Farben, blau und rot und gold, und oben, hinter dem kleinen Altar, ist ein rundes Guckloch aus gelbem Glas, das die dahinter scheinenden Sonnenstrahlen in ein mildes, gefaßtes Licht verwandelt. Verzückt schauen die Leute in diesen Glanz. Eine Frau sagte mir:

„Ich muß dabei immer an den Spruch aus der Offenbarung denken: Und ich sehe ein Meer, untermischt mit Feuer!“

Und ein alter Mann meinte:

„'s ist wie ein Blick in den Himmel — gar so viel schöner kann's da oben auch nimmer sein!“

Welche Wirkung mit den geringsten Mitteln! Brücken — wenn auch sehr irdische — gebaut für die Mangelhaftigkeit unsers inneren Aufschwungsvermögens — hier im kleinen, wie in Kathedralen in menschenmöglichster Vollendung. — kindliche Versuche, den Höchsten zu ehren und der Menschen Seelen ihm gen, bis an die Grenze, taffe und Andacht ein

Und nun vom Gottesmal zurück zu den Leuten ihm versammeln, und zu sie sich sammeln! — Wie erhebend ist eine Kirche, gefüllt mit solchen, die anzufragen, sie festzuhalten und ihnen im Wirrsal des Lebens zurechtzuhelfen.

... Um das wirklich thun zu können, müßten aber die Pfarrer besser als die andern Menschen sein, sie müßten

Kirche zu gehen!“ — Das ist ein Einwand, oft ausgesprochen und des breiten ausgeführt, und wie viele Kirchen, auch die schönsten und geschmücktesten, sind oft, mit aus obigem Grunde, halb oder ganz leer.

Da muß es allerdings an dem Geistlichen liegen, und wenn gänzliche Fehlerlosigkeit auch nicht ganz von einem solchen zu verlangen ist, denn auch er ist Mensch und das Irdische klebt ihm an, so müßte er doch vor allen andern nach Vervollkommenung ringen, zuerst selbstverständlich nach innen, und dann aber auch nach außen.

Letzteres ist gewiß nicht so unwichtig, wie manche prächtige Männer im geistlichen Stande meinen, und gar manche Zuhörer, besonders noch jugendliche, werden gerade durch Neuherlichkeiten der Prediger abgeschreckt und bleiben dann wieder vom Gottesdienste weg.

So, wie es mich selbst damals frappierte, so wird es auch meine Leser frappieren, wenn ich den Ausdruck eines frommen alten Herrn wiedergebe, der einmal kurzweg sagte:

„Jeder junge Geistliche müßte meiner Ansicht nach einen kurzen Tanz- und Anstandskurjus mitmachen, es würde dann vieles weggelassen, was ihm in seinem Wirken hinderlich ist!“

Wenn vielleicht auch das Wort Tanzen nach damaligem Begriff besser in richtiges Sich-bewegen umgewandelt werden kann, so, wie es jener Herr wohl auch meinte, so hatte er mit diesem vollständig recht, und man kann sich nicht damit trösten, daß innerer Wert auch mit der Zeit äußere Würde verleihe, das ist bekanntermaßen nicht immer der Fall. Ein junger Mann aus dem geistlichen Stande müßte sich der allerbesten Manieren befleißigen, auf sich achten, daß er nicht zu hastig und aber auch salbungsvoll in die Kirche Bewegungen auf der Laß zum Kritisieren gesich im Eifer hin und wärts und rückwärts befestige, unschöne Art

Wie manche an und für sich prächtige Rede ist durch solche Nebenächlichkeiten, die aber hier zur Hauptsache sich gestalten, abgeschwächt worden, wie oft kommen die Kirchenbesucher nicht über einen mangelhaften Vortrag, nachlässiges Aussprechen, falsches Betonnen, Verschluden einzelner Silben oder einen stark accen-



Benvenuto Cellini.



Eduard Fähr, königl. Hofjuwelier, Stuttgart.



Julius Steinhilber, Vorsitzender des Kunstgen.-Bereins in Danau (Firma Steinhilber & Cie., Bijouteriefabrik).



Josef Kleebl, Köln (Firma Gabriel Geymeling, Hofgoldschmied und Emailleur).



Paul Telge, Hofgoldschmied und Juwelier, Berlin.



Theodor Heiden, kgl. bayer. Hofgoldschmied, München.



Wilhelm Ott, Goldwarenfabrikant (Sohn, Emmerich, Firma W. Ott & Cie.).



Akademie-Direktor Professor Max Wiese, Danau.



Professor Rudolf Mayer, Medailleur und Gießer, Karlsruhe.



Wilhelm Stöcker, Goldwarenfabrikant, Pforzheim.

das, was sie lehren, auch vorleben. Und der Menschheit helfen, wirklich helfen, können sie ebensowenig wie ein andrer. Solange dies nicht der Fall ist, hat's keinen Wert, in die

die höchsten und edelsten Worte auch nur in der edelsten, gemäßigten, deutlichsten und wohlklingendsten Weise im Gottesdienst ausgesprochen werden dürften, möglichst gereinigt vom

Solaktion und eigner Art. Die ganze Individualität des Redenden hingegen mit aller ihr zu Gebote stehenden Wärme mühte hervortreten, wo es sich um Inneres handelt, um heilige Errungenschaften, um selbstgemachte Erfahrungen, um tiefgegründete Lehren, um praktische Ratschläge! Wie dankbar werden hauptsächlich diese letzteren aufgenommen!

Die Welt mag noch so antikirchlich sich gebärden, die Menschen mögen noch so wenig scheinbar nach etwas Göttlichem und Ewigem fragen — die Kirche und den Gebetsaal möchte ich sehen, die sich nicht heute noch bis auf den letzten Platz füllen, wo Ueberzeugungsmänner verstehen — nicht zu predigen —, sondern vom Herzen zu den Herzen zu sprechen.

„Ich bekam wohl so viele Heilslehren, aber so selten einen Trost in meiner Kirche,“ sagte mir eine Dame, die sich deshalb einer Sekte zugewendet, und ein gar liebevoller alter Geistlicher sagte diesbezüglich:

„Ich suche mir immer die Kreuzpfade vorzustellen, die die einzelnen mit sich in die Kirche schleppen, und wenn es mir gelingt, daß meine Zuhörer einen kleinen Teil davon in der Kirche lassen, so hoffe ich, daß sie durch die Erleichterung wieder ein wenig mehr in die Höhe sehen und daß sie die Himmelsflügel dann wieder leichter regen können!“

Bei diesem Seelsorger schloß niemand ein, und seine Kirche war allsonntäglich bis auf den letzten Platz gefüllt!

Deutscher Goldschmiedetag und Cellini-Feier zu Berlin.

Mit dem Bildnis von Benvenuto Cellini und neun Porträts deutscher Goldwarenfabrikanten und Schmiedemeister der deutschen Gold- und Silberwarenbauindustrie.



Medaillon, ausgeführt von Louis Fiechter & Co. in Pforzheim.

Im Mittelalter suchten Handwerker und Künstler sich gern Heilige als Schutzpatrone: Die Maler erhoben St. Lukas auf ihren Schild, die Goldschmiede scharten sich um St. Eusebius, die „Fussbelleidungskünstler“ erkoren Sanctum Crispinum. Man ist diesen Heiligen nicht ganz untreu geworden, aber die Gegenwart knüpft doch mit größerer Vorliebe an geschichtliche Persönlichkeiten an. So ist St. Lukas in den Künstlerbannern meist durch Albrecht Dürer verdrängt, der heilige Krispin hat Hans Sachs, dem Schuhmacher und Poeten, weichen müssen, und wer unter den Goldschmieden weiß heute noch etwas von St. Eusebius? Ihr Geld und Altmeister ist jetzt allerorten Benvenuto Cellini, der heißblütige, vielseitige Künstler der Renaissance, der selber sein bewegtes Leben temperamentvoll und romanhaft geschildert hat und durch Goethes klassische Uebersetzung jener Selbstbio-

graphie uns Deutschen doppelt nahegerückt ist.

Unter dem Zeichen Benvenuto Cellinis stand denn auch vom 2. bis 4. November der Deutsche Goldschmiedetag, zu dem die Künstler des Edelmetalls aus allen Gauen und von allberühmten Stätten sich in Berlin zusammenfanden. Die Anregung war dort von der Juwelier-, Gold- und Silberschmiedekammer ausgegangen, und die Mühe der Vorbereitung und Organisation ruhte auf den Schultern der Obermeister E. Koppach und Paul Zeig.

Den äußeren Anlaß bot der 400jährige Geburtstag Cellinis. Es war eine glanzvoll-würdige Feier, welche Deutschlands Goldschmiede im Berliner Künstlerhaus zu Ehren des Florentiner Meisters veranstalteten, und die traditionelle Wertschätzung der alten Kunst prägte sich aus in den Reichen und Reden erfahrener Ehrengäste. Der Geist des Cinquecento, der unvergleichlichen Renaissance schien wieder zu erwachen in dem fesselnden Bilde, das der Festredner Direktor Dr. P. Jessen vom abenteuerlichen Leben, vom reichen Wirken Cellinis entwarf: Goldschmied und Bildhauer, Handwerker und Künstler in einer Person, wagte er sich an jede Technik, jeden Stoff, an Größtes und Kleinstes, an Gold und Silber, Bronze und Marmor, Medaillen und Siegelstempel. Nur Spärliches ist von seinem Schaffen übrig geblieben: Das goldene Salzfaß in Wien, die Perseus-Statue mit dem Medusenkopfe in der Loggia dei Lanzi zu Florenz, die Nymphe von Fontainebleau, einige Bronzestatuette, Marmorstatuen und Arbeiten der Kleinkunst, das ist alles. Und doch darf Cellini noch heute als Führer und Vorbild gelten. Gegenüber der täglich fortschreitenden Spezialisierung verkörpert er die Einheit von Kunst und Handwerk, ist und bleibt er als „Einheitsgoldschmied“ das Muster und der Held des Faches.

Ein prunkvolles Bankett schloß sich an den Festakt. Und wie Cellini selbst auch Musikus war, so belebten heitere Klänge die Tafelfreuden zu Ehren des Meisters, eingeleitet durch die Ouvertüre zu Verdis Oper „Ben-

venuto Cellini“. Dann wirbelten die Paare im Tanze, Juwelen funkelten hier mehr als anderswo, und doch ließ sich erkennen, daß auch im Kreise der Goldschmiede als schönster „Schmuck“ die — Frauen gelten!

Aber nicht nur zum Feste hatte man sich vereinigt, auch zu ernstem Thun und Raten. Das Goldschmiedgewerbe ist, wie Geheimrat Friedel, der Historiker Berlins, in seiner Begrüßungsaussprache betonte, ein Barometer für das Gedeihen und Blühen städtischen Gemeinwesens. Nach manchem Auf und Nieder ist mit der Machtentwicklung Deutschlands eine neue, aus der Vermehrung des Wohlstandes erwachsende Ära auch für Goldschmied- und Kleinkunst angebrochen. Aber das Gewerbe leidet andererseits unter den Mißständen der Zeit, unter dem Großbetrieb der Warenhäuser, den Massen- und Schleuderprodukten, den Silberlotterien und so weiter. Da ist ein fester Zusammenschluß aller künstlerisch gebildeten, gut arbeitenden Kräfte notwendig. Es bedarf einer Zentrallstelle zur Wahrung gemeinsamer Angelegenheiten und einer steten Fürsorge zu Gunsten der künstlerischen und praktischen Ausbildung der Jugend. So ist als erfreulichstes Ergebnis der Tagung in Berlin die einstimmig beschlossene Gründung eines Verbandes Deutscher Juweliere, Gold- und Silberschmiede zu begrüßen. Möge der Ring, den man in Berlin „geschmiedet“, sich als echt und fest erweisen, als Symbol eines glücklichen Bundes, möge der Verband den Ausgangspunkt bilden für eine weitere glänzende Entwicklung der alten, edlen Goldschmiedekunst. Dr. H. R.

Feinde.

Erzählung

von

Luise Westkirch.

Sie konnten sich nicht austehen. Hattenau war zu klein für die beiden. Nun trafen sie einander auf dem engen Pfädchen über der Lahn, just wo an der einen Seite der Berg steil abfiel ins Wasser, während er auf der andern ebenso steil anstieg zum Himmel. Da beiden die Glieder zum Klettern schon ein wenig steif waren, ergaben sie sich in die Begegnung. Fritz Franke, der Kaufmann und Liberale „kinstfester Oberbaurat“, erlaubte sich eine stumme Grimasse. Hieronymus Hainmüller, der ultrakonservative Gymnasialdirektor, zog den Hut mit jener Ironie, die ihn bei seinen Schülern gefürchtet und in den Redeschlachten im „Roten Ochsen“ berühmt gemacht hatte.

Die Liberalen hatten dort ihren Stammtisch und die Konservativen auch, denn der „Rote Ochse“ war das vornehmste Gasthaus in Hattenau, und um keinen Preis würde eine der Parteien in das zweite gewichen sein. Sie hausten in den beiden Stübchen zur Rechten und zur Linken des Flurs. Aber der Grimm und Haß und die spizen Reden flogen über diese neutrale Zone zu den offenen Türen hinaus und drüben hinaus und hinein.

Die Hattenauer waren ein temperamentvoller Menschenhaufen, der ganze Ort gespalten in die Roten und die Blauen. Selbst nicht in der Hauptstadt tobte an Wahltagen der Kampf so wild. Man dichtete dem Gegner die tollsten Tugenden an, und wenn die Wahl vorüber war, hatte man sie so oft wiederholt, daß man sie glaubte. Die Kinder auf der Straße schlugen sich blutige Nasen. Die Hausfrauen auf dem Wochenmarkt kauften nur bei den Gemüßweibern ihrer Partei, ebenso fest davon überzeugt, daß die blauen oder umgekehrt die roten Erbsen nichts taugten, wie ihre Ehemänner überzeugt waren von der gänzlichen Verwerflichkeit, Frevelhaftigkeit und Verderbtheit aller Grundbesitzer, Charaktere und jeder Herzensregung ihrer Gegner.

„Ein milder Abend, Herr Stadtverordneter,“ sagte Hainmüller, die Mundwinkel herabziehend. „Der Reiz desselben wird noch bedeutend erhöht durch eine derartige erfreuliche Begegnung.“

Er dachte daran, daß die Ratten, die aus Frankes Warenkammern in den Rectoratsgarten hinüberwechselten, ihm sein schönstes Kammerstück zerstört hatten, in grimmig überzeugt, daß sein boshafter Nachbar ihm zum Verdruss diese Rager züchte.

Der Kaufmann, der durch Hainmüllers Anblick daran erinnert wurde, daß er vor acht Tagen auf des Rectors Anzeige hin drei Mark Strafe für nächtliches Heulen seiner Wachdogge hatte bezahlen müssen, antwortete lebhaft:

„Sehr verbunden. Auch mich freut es, daß ich Sie hier treffe. So kann ich Ihnen doch durch den Augenschein beweisen, wie unverzeihlich nachlässig in wichtigen Dingen die hohe Obrigkeit sich erweist, die in Kleinigkeiten sich in Rigorosität nicht genug thun kann. Daß an diesem steilen Abhang kein Geländer angebracht ist, ist ein Skandal! Ich sage ein Skandal, Herr Rector.“

Hainmüller lächelte überaus freundlich. „Ganz Ihrer Ansicht, Verehrtester. Nur mache ich den Vorwurf der Stadt.“

„Erlauben Sie, die Anlage von Schutzvorrichtungen geht die Stadt gar nichts an, ist Sache der Polizei.“

„Sie überraschen mich. Die Herren Liberalen sind doch sonst für Selbstverwaltung.“

„Ach so! Die Anlage eines Geländers aus unsrer Tasche wollten Sie uns gütigst etwa noch gestatten?“

„Es wird sich leider nicht machen lassen, daß Seine Excellenz, der Minister des Innern, Ihnen Geländer zimmert, damit Ihre Bürger nicht ins Wasser fallen.“ Wenn der Herr Minister, Excellenz, sich herabläßt, heulenden Röttern das Maul zu verbieten, kann er sich auch für den Schutz gefährdeter Stellen interessieren. Das ist seine verfluchte Schuldigkeit.“

„Sehr wohl. Ich werde mich hüten, Ihnen zu widersprechen. Sie hegen Ihre Vorurteile ja wie die Ratten in Ihrem Keller, aus Passion, mein Vetter.“

„Was? Was? — Ich hege Ratten! Vorurteile! Das sagen Sie, dessen Partei nur aus Vorurteilen, nur durch Vorurteile... Uff, ich will mich nicht erheben. Der Arzt hat mir diesen Abendspaziergang zu meiner Gesundheit anempfohlen. Zu meiner Gesundheit — verstehen Sie, Verehrtester? Bitte deshalb höflichst, Ihre geschätzte Gestalt ein klein wenig an die Wand heranzurücken, damit ich auf diesem Engpaß an Ihnen vorüberkommen kann.“

Hainmüller verneigte sich. „Es giebt nichts, das ich lieber für Sie thäte, Herr Stadtverordneter.“

„Guten Abend!“ polterte Franke.

„Eben dasselbe!“ stotterte Hainmüller.

Aber noch in Berührung mit dem Bäumlein des Rectors, blieb Franke stehen, beugte sich aufgeregt über die geländerlose Tiefe.

„Run ja, da, da haben wir's! Da sehen Sie ja!“

„Was denn?“

„Der Bengel da! Auf halber Höhe; angelockt wie eine Fliege! Der Wengler ihr Jüngster! Und wippt und kippt auch noch am Rand, und zerrt sich mit seiner Ziege! Ich frage Sie, Herr Rector, ob es vor Gott erlaubt ist, ein sechsjähriges Bübchen an solch einer gefährlichen Stelle herumklettern zu lassen?“

„Ja, mein Verehrtester, Kindsmagd kann die Regierung doch nicht wohl spielen, wenn sie schon im übrigen das Mädchen für alles abgeben muß.“

„Und ich sage: ein Geländer soll und muß hierher! Und ein Verbot, die Böschung zu betreten bei zehn Mark Strafe.“

„Sie können die Kosten ja dem Müller drunten auflegen,“ riet der Rector faust. „Ich befürworte, daß Sie in der nächsten Stadtverordnetenversammlung den Vorschlag machen. Vielleicht, wenn das Bübchen ein Mann ist, werden Sie sich alsdann über die Sache geeinigt haben, hehehe! Inzwischen will ich, der Freiheitsfeind, der dunkelblaue Tyrannentuech! — so nennen die Herren Liberalen mich ja wohl, wenn sie unter sich sind? — Ihnen ein Exempel vorführen, wie ich Selbstverwaltung verstehe.“

Der etwas beleibte Herr trat gleichfalls an den Rand, und mit der Autorität des Herrschers über alle Buben in Hattenau schrie er hinunter:

„Bastian Wengler, komm herauf!“

Das Bübchen auf seiner schmalen Konsole stand gerade hoch auf den Beinen aufgerichtet. Sein politisches Verständnis war noch nicht erschlossen, außer daß es für Kirichen und Pflaumen gegen den Flurschützen Partei nahm und für den Sonntag gegen die sechs Werkstage. Eben hatte es die Entdeckung gemacht, daß ein Zweig von Sägemüllers Apfrosenbaum, gelb von Früchten, über die scherenstarrende Gartenmauer hervorragte, und es überlegte tief veronnen, einen Raubzug mit Bohnenstangen und Feldsteinen. Da erscholl die Stimme aus der Höhe. Weil nun sein Gewissen schwarz war, erschrak es, machte eine ungeheure Wendung, und das Unglück geschah, dem die eifernden Männer auf dem Weg drohen vorbeugen wollten: es stürzte kopfüber hinunter in die Lahn, die hier, zum Treiben der Mühlräder aufgestaut, in engem Bett tief und reizend hinfloß.

Als der würdige Herr das Unheil sah, das seine Pädagogik angerichtet hatte, wußte er sich im Schreck nichts Besseres, als daß er, wie er war, schurrend, gleitend den Abhang hinunter dem Bübchen nach ins Wasser plantschte. Nicht einmal den Hut hatte er abgeworfen. Aber der trennte sich schon auf der Thalfahrt freiwillig von ihm und jagte im Vorüberhüpfen auch noch die weidende Ziege in die Flucht.

Franke stand zwei Sekunden starr bei dem blödsinnigen Verschwinden der beiden. Dann riß er sich eilig den Rock vom Leib, die Halbschube von den Füßen, und gewandter als sein behäbiger Gegner, kletterte er, den spärlichen Pflanzenwuchs als Stütze benutzend, seinerseits den Abhang hinunter. Er plumpste nicht mit solcher Wucht ins Wasser wie seine Vorgänger, und als er rasch auftauchte, erspähte er sie bald eine kleine Strecke vor ihm im Wasser treibend. Hainmüller hatte richtig das Bübchen am Hofenqueber erwischt und hielt's mit eisernem Griff. Aber da er in Rock und Stiefeln war, auch der edeln Kunst des Schwimmens seit seiner Studentenzeit nicht obgelegen hatte, konnte er sich nicht zum Ufer heranarbeiten. Wie er auch schnaute und gegentrat und rang um jeden Zollbreit, der Fluß entführte ihn unaufhaltsam den fern klappernden Mühlrädern entgegen. Er ließ doch

nicht los, so wenig er moralisch einen seiner Schüler hätte fallen lassen.

Der geschmeidigere Kaufmann, der in raschen Stößen nachschwamm, sah mit Staunen diese trohige Tapferkeit.

„Ein bornierter Kerl, aber ein ganzer Kerl,“ dachte er widerwillig. „Dabei war der alte Wengler ein Feuer-roter! — Herrgott, da sinkt er jetzt!“

Und den Kopf hehend, schrie er über das Wasser: „Hei! Aushalten! Hilfe kommt!“

Keine Antwort erfolgte. Als er herankam, war der Rektor nur noch ein hilfloser Klumpen. Mit letzter Kraft stieß er seinem Gegner den Buben zu. Er selbst ließ los, so erschöpft, daß er mit einer Art von Wohlgefühl sich sinken ließ.

Aber Franke, der kein Feigling war und sich von einem Blauen nicht lumpen lassen wollte, herrschte ihn wütend an: „Hand auf meine Schulter! Aufpassen! Donnerwetter!“

Der Rektor gehorfolgte. Aber nun mußte Franke jogleich erkennen, daß er mit dem Gewicht des hilflosen Mannes auf seiner linken Schulter und dem Buben in der rechten Hand ebenfalls nicht gegen die immer reißender werdende Strömung aufkommen konnte. Dazu trieb das Buben ohne Bewegung, schlaff wie eine Wasserpflanze vor ihm, hatte die Augen geschlossen und zeichnete eine blutige Furche ins Wasser. Es mußte beim Sturz mit dem Kopf auf einen Stein aufgeschlagen sein. Vielleicht war's schon tot. Sollte er's fallen lassen? Den Rektor allein brachte er sicher ans Land. Franke biß trohig die Zähne zusammen: „Nein! Alle drei oder keiner!“ Um nichts unversucht zu lassen, schrie er laut um Hilfe. Die Mühle war nicht mehr weit. Aber das Brausen des Wehrs, das Klappern der Räder überlötete seinen Ruf.

„Also ist's aus!“ dachte er und sank. Aber jogleich schnellte er mit verzehnfachter Kraft empor. Seine langen Beine hatten Grund berührt, festen, steinigen Grund, irgend eine Felsrippe oder ein festgeklebtes Geröll, das quer über das Flußbett sich erstreckte. Er stemmte sich darauf mit voller Wucht, klammerte seine Beine in die Fugen und brückte gleichzeitig mit letzter Kraft den Rektor seitwärts, dem Ufer zu. Eine vom Wasser freigespülte Baumwurzel stand hervor. Die haßte der Rektor mit dem Griff der Todesangst. Zu rechter Zeit war's.

Schon riß die Strömung Franke über die Felsrippe weg. Aber die Wurzel hielt. An ihr zogen sie sich an die Böschung heran, halfen einander das steile Ufer hinaufklettern.

Raf, atemlos lauerten sie im Gras neben dem bewußtlosen Kind, sahen unsicher einander an, ganz benommen von der Erfahrung, daß in der Stunde der Not auf den andern solch guter Verlaß gewesen war.

„Gott's nicht gedacht von dem Hochmutsnarren!“ „Hat wacker zugefaßt, der Phrasendrescher!“

Der Rektor, der dem Buben zunächst saß, es behorchte und bellöpfte, sprach das erste Wort: „Wenigstens lebt's.“

Da raffte auch Franke sich aus seiner Stummheit: „Das Geländer am Mühlenberg bezahlt' ich aus meiner Tasche und die Warnungstafel dazu.“

Dann stand er auf. Die Mühle war nicht weit. Viel weiter war's aber auch nicht zu der Wengler's Haus. Sie kamen überein, den Knaben abwechselnd zu tragen. Geredet wurde auf dem Wege nichts. Die gewohnten Grobheiten und Anzüglichkeiten wollten beiden nicht über die Lippen.

Als sie das Häuschen der Witwe Wengler erreichten, ging der Rektor vor, um die Mutter vorzubereiten, brauchte aber kein Wort zu sagen. Raum sah sie ihn über ihre Schwelle steigen mit angestrebtem Kopf, triefendem Haar und jener gequälten Miene aller Unglücksboten, als sie schon schreiend an ihm vorüber Franke entgegenstürzte, der mit dem Kind auf dem Arm ohne Umstände auf ihr Bett zuschritt.

„Es ist noch gut gegangen, Wengler. Rufen Sie den Arzt. Was die Kur kostet, bezahlt' ich.“

„Und wenn der Bub wieder gesund ist,“ sagte Hainmüller, „dann schicken Sie ihn mir. Ich will mit Gottes Hilfe einen tüchtigen Menschen aus ihm erziehen.“

Die Frau hatte sich schluchzend über ihr stilles, leise atmendes Kind geworfen. Jetzt hob sie den Kopf.

„Wer hat mir 'n denn rausgeholt aus dem Wasser, meinen Bastian?“

„Das hat der Rektor Hainmüller gethan,“ antwortete Franke.

Und gleichzeitig sagte Hainmüller: „Das war der Herr Stadtverordnete Franke.“

Dann kam von beiden Seiten der Protest. „Wenn Sie den Jungen nicht sofort gepackt hätten, Verehrtester, war' er gesunken, und ich hätte ihn nicht gefunden.“

„Wenn Sie uns nicht beide an Land geschleppt hätten, mein Vetter, säßen wir jetzt in den Mühlenrädern.“

Die Frau starrte mit dummen Augen die zwei nassen Männer an, die die ältesten Hattenauer noch

nicht friedlich miteinander gesehen hatten und die jetzt einträchtig ihren Jungen und einer den andern aus dem Wasser gezogen haben wollten. Sie hatte aber mehr Zutrauen zu Franke, weil der ein Roter war und ihr ab und an ein Pfund Kaffee oder Zucker zukommen ließ. Also haßte sie zuerst seine Hand.

„Vergelt's Gott!“

„Danken Sie dem Herrn Rektor!“ wehrte Franke. Die Frau ging zu Hainmüller. „Daß Sie beide — beide so gut — und haben sich um meinen Buben bemüht —“

„Liebe Frau,“ sagte Hainmüller streng, „daß der Herr Stadtverordnete nicht nur mit Worten, sondern mit Gut und Leben für seine Mitbürger und ihre Kinder eintritt, brauchte er wohl nicht erst heute zu beweisen.“

„Ja — ja schon!“ stammelte die Frau verblüfft.

Sie fürchtete, durch ihren Dank an den Blauen Franke, den Roten, beleidigt zu haben, und wandte sich an ihn zurück mit der vertrauensvollen Frage:

„Selten S', Herr Franke, mit wahr? Was der Herr Rektor sagt von Erziehung und Unterricht für mein' Bastian, soll darf ich net annehmen?“

„Nicht annehmen?“ schrie Franke. „Wie kommen Sie mir vor? Heute, die die Wahl haben, schicken fünfzig Meilen weit ihre Söhne dem Rektor Hainmüller, weil er ein Erzieher von Gottes Gnaden ist und ein ganzer Mann...“

Da stockte er. Die beiden Feinde sahen einander in die Augen. Plötzlich mußten beide lachen.

Aber Franke verwahrte sich eifrig: „Wenn Sie denken, daß ich darum nur ein Haardreiß von meiner wohlwollenden Ueberzeugung abgehe, mein Vetter, dann sind Sie im Irrtum. Bei der Wahl sprechen wir uns wieder.“

Hainmüller lächelte fein. „Wir könnten uns ja auch schon vorher im 'Roten Ochsen' sprechen — wär's auch nur, um uns über den kleinen Patienten zu beraten.“

Sie gingen heim, jeder in seine Wohnung, kalt und frohig auf der Haut von ihrem plötzlichen Bad, aber mit einem merkwürdig warmen Wohlgefühl im Herzen.

„'s ist einerlei! Nicht um vieles möcht' ich die Schwimmpartie mit dem Rektor aus meinem Leben gestrichen sehen,“ dachte Franke, während er trockenes Zeug anzog. „So was macht um zehn Jahre jünger.“

Und um gleichen Augenblick beruhigte Hainmüller seine geängstigte Gattin:

„Ein Unglück? Behüte, Liebe. Ich möchte es eher ein Glück nennen. Eins ist not, spricht der Herr. Gott sei Dank! Trotz allen Habers — wo es gilt, fehlt's noch immer nicht an diesem einen in der Welt. Das ist eine löbliche Erfahrung.“

Das lothringische Sanatorium Alberschweiler.

Der Bekämpfung der Tuberkulose, des gefährlichsten Feindes der städtischen Bevölkerung, wird seit einer Reihe von Jahren in Deutschland ernste Beachtung gewidmet. Es war besonders die verhältnismäßig neue Beobachtung einerseits der Heilbarkeit selbst in ziemlich vorgeschrittenem Stadium, andererseits aber auch der überaus großen Gefahr der Ansteckung Gesunder durch die Tuberkelbazillen, die den Gedanken nahelegten, durch Errichtung besonderer Sanatorien — wie seit einigen Jahrzehnten für Begüterte in Davos, Görbersdorf und anderwärts — auch für Bedürftige Vorsorge zu treffen. Die jüngste gemeinnützige Schöpfung dieser Art ist das lothringische Sanatorium Alberschweiler. Die Einweihung der Anstalt, der fünfzigsten ihrer Art im Deutschen Reich, erfolgte am 28. Oktober dieses Jahres.

Die Anregung zur Errichtung desselben gab eine hochherzige Schenkung der inzwischen verstorbenen Frau Blees in Metz-Queuleu. Dieselbe überwies am 11. Juni 1898 dem Bezirk Lothringen ein Kapital von 150 000 Mark mit der Auflage der Gründung, Unterhaltung und Verwaltung einer Lungenheilstätte für den Bezirk Lothringen, in welcher die Pflege den katholischen Franziskanerinnen von Salzkotten (Blandinenschwestern) zu übertragen sei. Durch einen jährlichen Zuschuß des Lothringer Bezirkstages von 2000 Mark und zahlreiche Spenden wurde es ermöglicht, die Anlage den Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechend für eine Zahl von 50 bis 60 Kranken einzurichten, mit elektrischem Licht, mit eigener Wasserleitung, mit Zentralheizung, Dampfwaschküche und sonstigen Hilfsmitteln zu versehen.

Die Anstalt liegt etwa 300 Meter über dem Meer, an der Straße von Alberschweiler nach dem Donon, im Thale der roten Saar, 3 bis 4 Kilometer von Alberschweiler entfernt, an einer Krümmung der Straße hinter einer buckelförmigen Erhebung derselben, zwischen dem Gemeindefriedhof an den steil ansteigenden Hängen des Nonnenberges und den Staatswaldungen Streitwald, ebenfalls steil ansteigend, von letzterem durch etwa 300 bis 400 Meter breites Saarwiesengelände getrennt. Die Front des Hauptgebäudes und der Nebengebäude ist nach Süden gerichtet. Die Lage ist vor nördlichen, östlichen und westlichen Winden geschützt. Der Boden ist reiner, rasch trocknender Sand der Vogesen Sandsteinformation. Die Anstalt selbst präsentiert sich außerordentlich freundlich und stattlich; an die Westfront sind zwei durch Holzgalerien verbundene Türme angebaut worden, von denen der nördliche als Treppenturm dient, der südliche im Erdgeschoß ein Zimmer für die Schwesternwohnung, in den beiden Obergeschoßen je ein Zimmer für Einzelkranke enthält. In dem Erdgeschoß des Hauptgebäudes selbst befindet sich der übrige Teil der Schwesternwohnung, die Wirtschaftsräume, die Badevorrichtungen, die Räume, welche der leitende Arzt für seine Tätigkeit benötigt; nach Osten schließt sich eine lange, luftige und helle Diegele an. Im Obergeschoß, zu dem noch eine zweite Treppe etwa in der Mitte des Gebäudes führt, befinden sich die Bohn- und Schlafräume für die Kranken. Alles ist unter fachverständiger Leitung nach hygienischen Grundfahen und unter Berücksichtigung der neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Lungenkrankenpflege eingerichtet und ausgestattet.

Eine uralte Freistätte.

(Bilder S. 244.)

Eine uralte Freistätte befindet sich, was wenig bekannt sein dürfte, in dem Dorfe Scharnbeck bei der Haltestelle Ashausen (Eisenbahn Hamburg—Hannover), der letzten Station vor Winsen a. Luhe. Derartige Freistätten, durchweg aus irgend einem Grunde seitens unsrer Vorfahren als heilig betrachtete Lokalitäten, waren in den ältesten Zeiten eine sichere Zufluchtsstätte für verfolgte schwere Verbrecher, vorzugsweise Mörder. Hatte ein solcher sich an eine Freistätte geflüchtet, deren es allerdings nur wenige gab, so war er der strafenden Gerechtigkeit entzogen, solange er die Freistätte nicht verließ.

Die Freistätte in Scharnbeck ist ein schon aus grauester Vorzeit stammender kleiner Bauernhof. Das jetzt stehende Gebäude ist ein einstöckiger Fachwerkbau aus dem Jahre 1612, mit eigentümlichem Backsteinmauerwerk und Rohrdach. Die Balken der Giebelwände sind dicht mit ganz eigenartigen symbolischen Schnitzereien bedeckt, deren Deutung heute kaum mehr möglich sein dürfte. Die Balken bestehen durchweg aus felsenhartem, noch heute kerngesundem Eichenholz.

Die nördliche Giebelwand, die die meisten Schnitzereien trägt, ist ohne Inschrift, auf der südlichen dagegen ist in großen Buchstaben zu lesen: „WO GOT THOM HUSE NICHT GIFT SIN GUNST SO ARBEIT IDERMAN UM SUNST. WO GOT DE STADT NICHT SULVEST“, hier bricht die Inschrift ab, sicher ist die Fortsetzung bei irgend einer Gelegenheit einmal zerstört. Außerdem ist auf dem südlichen Giebel noch zu lesen:

ANNO 1612. DEN IS MARTUS.

Mit dieser uralten Freistätte, welche, könnte sie sprechen, wohl manches zu erzählen haben würde, hat das Dorf Scharnbeck eine hervorragende Sehenswürdigkeit. Sie sei dem Altertumsforscher empfohlen. Kein Tourist sollte, wenn er hier vorbeikommt, versäumen, dem Bauernhof einen Besuch abzustatten.



Phot. E. Jacobi, Wieg.

Die neue Heilanstalt für männliche Lungenkranke in Alberschweiler in Lothringen.

Die Feingoldschlägerei in Nürnberg.

Von
Markus Schüller.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von W. Ritter.

Wie verschiedene Industrien schon vor Jahrhunderten in der alten Reichsstadt Nürnberg ihren Sitz hatten, so man darf sagen, durch die daselbst gemachten vielen Erfindungen ihren Anfang nahmen, so war es auch die Goldschlägerei, die nachweisbar bereits im vierzehnten Jahrhundert in Nürnberg blühte.

Waren doch ihre Erzeugnisse für die Ausschmückung der Einbände und der Initialen der zahlreichen, in den Klöstern geschriebenen Bücher, dann zur Herstellung des Goldgrundes der Bilder altdeutscher und italienischer Meister, sowie zur Vergoldung der heiligen Geräte, hauptsächlich aber zur Verzierung der Schnitzereien der Kirchenaltäre vielfach notwendig und begehrt.

Die Goldschlägerei zählte aber auch zu den vornehmsten Gewerben Nürnbergs; sie hatte wirklich den goldenen Boden des Handwerks.

Bei den in der Reichsstadt gehaltenen festlichen Umzügen der Handwerker ließen die Goldschläger gar stolz ihr Panier wehen; zeigte es doch gar meisterhaft auf Seide gemalt, das Bild des

prachtliebenden biblischen Königs Salomon als das ihres Patrons.

Aus der Zeit dieses Fürsten leiteten nämlich die alten Goldschläger ihre Kunst ab, und zwar auf Grund der Mitteilungen über den Tempelbau in Jerusalem und seine Ausschmückung mit gediegenem Golde.

Die schweren Folgen des unseligen Dreißigjährigen Krieges brachen jedoch vielfach die Blüte und die Kraft des Handwerks; dies war besonders bei der dem Luxus dienenden Goldschlägerei der Fall.

So giebt in dem Meisterbuch dieses Gewerbes ein biederer Goldschläger dieser Zeit seinen Gefühlen wie folgt poetischen Ausdruck:

Wie glücklich lebten unfre Alten,
Wie reichlich konnten sie sich halten,
Beseht das alte Meisterbuch:
Sie hatten wohlfeil's Gold, — die Zeiten,
Die waren voll von treuen Leuten,
Sie selbst waren fromm und klug.

Nach und nach erholte sich die schwer daniederliegende Goldschlägerei wieder, glücklichere Zeiten kamen, und zu Anfang des Jahrhunderts erfreute sich das Gewerbe wieder einer merkbaren Besserung. Den größten Aufschwung nahm es jedoch erst in den letzten Jahrzehnten. Jetzt beherrscht die Nürnberger Goldschlägerei, getrost darf man es sagen, den Weltmarkt. Giebt es doch einzelne Werkstätten, die einen Jahresverbrauch von nicht weniger als vier Zentner Feingold haben, welche, verarbeitet, die riesige Zahl von 15 Millionen Goldblätter ergeben, die, nebeneinander gelegt, eine Fläche von 120 000 Quadratmeter bedecken würden.

Angelockt durch das einem Massenfeuer im Kriege gleichende Hammergeschläge, treten wir in eine Goldschlägerwerkstätte ein und bitten die geschätzten Leser, uns im Geiste zu begleiten, um denselben vor Augen zu führen, wie und auf welche Weise ein solches Fabrikat erzeugt wird.

Die Herstellung des Blattgoldes wurde bereits vor Jahrhunderten beinahe in derselben Weise wie heute bethätigt, nur hat die Bearbeitung des Goldes wie auch die des Silbers durch die Vervollkommenheit der Werkzeuge und Verbesserung der Schmelzvorrichtungen eine wesentliche Erleichterung erfahren. Dadurch ist es

auch möglich, das Gold viel dünner, als es früher der Fall war, zu schlagen. Kann man doch einem Dukaten, der annähernd dem Goldgehalt der deut-

schen Krone entspricht, durch die jetzige Schlagmanier eine derartige Ausdehnung geben, daß sie einer Fläche von 2,4 Meter Länge und von 2,4 Meter Breite gleichkommt. In früherer Zeit wurden nur Goldgulden und Dukaten zur Fabrikation genommen; jetzt verwendet man zu solcher ganz reines, nahezu tausendteiliges Gold, dem beim Schmelzen durch Zusatz von Kupfer und Silber die gewünschte Farbe gegeben wird. Da das Blattgold zu verschiede-

nen Zwecken verwendet wird, so sind auch gewisse Koloritabstufungen geboten. Die Hauptfarben sind Grün-gold, Zitronenfarbgold, Gelbgold, Orangegold und Rotgold. Bei den letztgenannten drei Farben darf jedoch der Zusatz von Silber und Kupfer nur ein ganz geringer sein, da sonst das Gold zu spröde wird und beim Schlagen seine Dehnbarkeit verliert.

Das gediegene, zum Schmelzen bestimmte Gold wird, nachdem dasselbe mit dem Zusatzmetall genau abgewogen ist, in Thontiegeln in einem hiezu eigens konstruierten Gasofen mit Gebläsevorrichtung geschmolzen, was eine Hitzentwicklung von 1200 bis 1300 Grad erfordert. Liegt dann das Gold schön glatt im Tiegel, so nennt der Goldschläger dies durchgeschmolzen. Hierauf wird dasselbe in eine eiserne Rinne gegossen und nach dem Erkalten auf dem Amboss zu einer Stange von 2 1/2 Centimeter Breite und von 3 bis 5 Millimeter Dicke gehämmert, um dann wieder im Kohlenfeuer rot gegläht und in Stahlschwalzen so dünn gezogen zu werden, daß ein Dukaten Gold 20 bis 30 Centimeter lang wird.

Das auf diese Art gewalzte Gold wird hierauf in Quadratblätter geschnitten und stückweise in die sogenannten, aus Guttaperchapapier hergestellten Quetschen



Schmelzen und Gießen des Goldes.



Schneiden des gewalzten Goldes.



Ausreißen des Rotgoldes und Auswiegen für die Dünnschlagformen.



Schneiden und Walzen.

derart eingefüllt, daß je ein Blatt Gold mit je einem Quetschblatt abwechselte. Sind auf diese Weise 400 bis 500 Blätter zusammenggelegt, so kommen dieselben in eine doppelte Umhüllung von Pergament, um größer geschlagen zu werden.

Dieses Schlagen wurde in früherer Zeit beim Handbetrieb auf einem Solenhofer Steinblock mit glattgeschliffener Oberfläche durch den Goldschläger mit einem fünf- und zwanzig Pfund schweren Hammer ausgeführt, in der neueren Zeit geschieht es jedoch auf maschinelle Art durch einen Federhammer.

Die erwähnten kleinen Goldblätter werden eine Stunde geschlagen, bis jedes derselben eine Ausdehnung von 8 bis 10 Quadratcentimeter gewonnen hat. Hierauf wird jedes Blatt wieder aus der Quetsche genommen, dann 20 bis 30 Blätter aufeinander gelegt, mit einem scharfen Messer durch Arbeiterinnen in vier Teile geschnitten und als sogenanntes Lotgold abgewogen. Dann legt die betreffende Person in der bei den erwähnten Quetschen üblichen Weise jedes Goldblättchen in aus Gedärmen von Rindern kunstreich gefertigte, je 400 Blätter enthaltende Bücher, welche man Formen heißt. Dieselben werden in eine Umhüllung von Pergament, den sogenannten Band, gesteckt und mit einem achtzehn Pfund schweren Hammer so lange geschlagen, bis das Goldblatt eine Ausdehnung von circa 14 Centimeter erreicht hat.

Nach dieser Bearbeitung wird das Gold blattweise aus der Form genommen, in große, aus rauhem, grauem Papier gefertigte Bücher gelegt und alsdann unter einer warmen Eisenplatte gedörrt. Ist dies geschehen, so nimmt man das Gold wieder heraus, es werden 40 bis 60 Blätter aufeinander gelegt und dieselben wieder mit dem Reismesser in vier Teile zerschnitten. Die hiedurch gewonnenen Stücke werden aufs neue in die Form eingefüllt und nunmehr fertig geschlagen.

Hierbei sei noch bemerkt, daß die Formen vor jedesmaligen Gebrauch Blatt für Blatt mit Federwachs bestrichen werden müssen, damit das Gold eine größere Dehnbarkeit erhält; auch ist es angezeigt, die Formen in warmen Pressen zu erhitzen und wieder mit dem Blasbalg kalt zu machen, um die Feuchtigkeit, welche die Form beim Schlagen erhält, wieder verdunsten zu lassen. Dann läßt der Schläger dieselbe noch blattweise durch die Hand laufen.

Die Formen, welche früher nur in England angefertigt wurden, werden in neuerer Zeit auch in Deutschland ausgeführt; das Stück derselben kostet gewöhnlich 200 Mark. Die Formen können zweihundert- bis dreihundertmal geschlagen werden; nachher sind sie für die Feingoldschlägerei nicht mehr zu gebrauchen.

Ist das Gold in der Form schließlich in der nötigen Dünne geschlagen, so wird dasselbe meist durch Frauenspersonen ausgelegt und auf einem mit einem Kalbsfell überzogenen Bretchen mit zwei nebeneinander stehenden verstellbaren Messern in



Dünnschlagerei.

Quadratblätter in der Größe von 50 bis 130 Millimeter geschnitten. Was den beim Schneiden des Goldes sich ergebenden Abfall anbelangt, so wird derselbe sorgfältig gesammelt und wieder eingeschmolzen, er macht dann noch einmal die erzählte Prozedur durch.

Die unverleht gewonnenen Quadratblätter legt die flinke Einlegerin mit einer aus Fischbein hergestellten Zange in die mit Bolus gefärbten Büchlein aus Seidenpapier. Zwölf dieser Büchlein werden nach genauer vorheriger Abwiegung zu einem Buch zusammengebunden, welches je nach der Größe des geschlagenen Goldes 250 bis 300 Blätter enthält. Auf elegante Weise verpackt, geht nunmehr dieses kostbare Fabrikat in die Welt hinaus, um im besten Sinne des Wortes den alten deutschen Reim zu bewahrheiten:

Nürnberger Land
Geht durch alle Land.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

(Fortsetzung.)

Peters junge Frau saß in ihrem Bett und wachte. Das Licht auf dem Waschtisch war herabgebrannt. Den Kopf in die Hand gestützt, grübelte sie vor sich hin. Der schwere, dunkle Haarzopf fiel über das weiße Nachtzeug.

Sie sah nach ihrer kleinen Taschenuhr auf dem Stuhl. Es war eins.

„Die Uhr würde sie nun auch bald hingeben müssen,“ dachte sie. Einigemal war sie schon zum Pfandleiher gewandert, bis jetzt aber immer noch wieder eingelöst worden. Vene fühlte, daß sie nun bald nichts mehr würde schaffen können, ihre Kräfte waren erschöpft.

Ja, damals, als sie zu ihrer Einsegnung die Uhr vom Vater erhalten hatte, da war ihr das Leben noch so heiter, so schön erschienen! Sie hatte so viel Lebensmut, so viel jugendliche Kraft in sich gespürt... Wie anders war alles gekommen!...

Und sie stellte sich vor, wie ihr Mann in dunstigen Kneipen das bißchen Geld verbrachte, sie sah ihn trinkend und singend im Kreise roher Kumpane, und es waltete heftig in ihr auf. Sie hätte ihm in diesem Augenblick einmal gründlich die Wahrheit über sein lüderliches Leben sagen, ihn mit Vorwürfen überhäufen, ja ihn beschimpfen mögen... War sie überhaupt verpflichtet, ihn hier neben sich zu dulden? Das konnte kein Gesetz wollen, — oder es mußte geändert werden.

Plötzlich erhob sie sich aus dem Bett und fuhr mit den Füßen in die Pantoffeln, die vor ihrem Bett standen.

Sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Sie nahm das Licht und ging in die Küche. Doch dann stuchte sie wieder. Sie hatte die Thür nach dem Treppentur verriegeln wollen, doch das ging nicht.

Er würde Lärm auf dem Flur machen und die Leute im Hause wecken... Sie änderte ihren Plan, ging ins Zimmer zurück, stellte das Licht auf den Tisch und rückte dann mit vieler Mühe die Kommode vor die Thür. Mochte er denn in der Küche bleiben während des Restes der Nacht. Sie wollte ihm auch einmal zeigen, daß sie sich nicht alles gefallen ließ. Mein Gott, — etwas mußte sich ja jede Frau gefallen lassen, aber was zu viel war, war zu viel.

Sie stand und betrachtete ihr Werk. Zuschließen ließ sich die Thür leider nicht. Die Kommode allein aber dünkte sie noch nicht sicher genug, er konnte sie mit der Thür umwerfen. Sie verstärkte daher die Barricade durch einige Stühle und eine Kiste. So, das mußte Widerstand leisten können.

Plötzlich schauerte sie in ihrer leichten Nachtleidung zusammen, sie nahm das Licht, ging in die Kammer und legte sich ins Bett. Dann löschte sie das Licht, hüllte sich fest ein und beschloß, einzuschlafen. Die Thür zwischen Kammer und Stube hatte sie geschlossen, damit sie gar nichts höre von seinem Kommen.

Sie schlief nun auch etwas, aber sehr unruhig und nur in kurzen Abschnitten. So oft sie wieder aufwachte, horchte sie aufmerksam, aber sie vernahm nichts. Endlich öffnete sie die Thür zur Stube. Sie brauchte dann nicht so angestrengt zu horchen, sagte sie sich. Und wieder verkroch sie sich unter ihr Deckbett.

Aber in der Erwartung, jeden Augenblick das Schließen draußen an der Flurthür zu hören, schlief sie nun gar nicht mehr ein. Sie wälzte sich auf ihrem Lager bald auf die eine, bald auf die andre Seite, es wollte kein Schlaf mehr kommen. Sie machte Licht und sah nach der Uhr: halb vier! Und noch immer kam er nicht. Plötzlich richtete sie sich wieder im Bette auf. Der Gedanke, es könne ihm ein Unglück widerfahren sein, erschreckte sie. So spät war er ja kaum je gekommen. Vielleicht war er gefallen und schwer verletzt, vielleicht gar von einem rohen Menschen verwundet... ihr Herz schlug so, daß sie die Hand darauf pressen mußte. Und wenn er nun kam, mühsam sich herschleppte, vielleicht blutend, und dann keinen Einlaß fand... Doch nein! Was waren das für Phantasien! Wie kam sie nur auf derlei Dinge! So leicht geschah einem schon nichts in Berlin. Wenn er so kam, dann natürlich hätte sie öffnen müssen. Wenn er aber betrunken kam wie neulich, mit glasigen, unruhigen Augen und schwankendem Gange... dann nicht! Nein, einen solchen Menschen wollte sie nun einmal in ihrer Wohnung nicht haben... Krank würde er ja deshalb nicht werden,



Abwiegen, Kontrollieren, Sortieren und Einbinden.



Beschneiden und Einlegen aus den Dünnschlagformen.

wenn er eine Nacht auf den Dielen der Küche zubrachte...

Und Vene stellte sich vor, wie er herankam, vergeblich die Thür zu öffnen versuchte, dann stöhnte und jammerte, darauf nach einem Glase suchte, um Wasser zu trinken, und wie er dann, ohne das Glas gefunden zu haben, sich geduldig auf die Erde ausstreckte und einschlief.

Schaden?... Ach nein... Allerdings waren die Nächte kalt, er mochte da auf dem Fußboden frieren in seinem dünnen, abgetragenen Anzug...

Und als sie an diesen Anzug dachte, so abgesehen und geflickt, da kam es mit einem Male wie Nahrung über sie. Der Gedanke, was für ein eigener, sauberer, hübscher Mensch Peter früher gewesen, erschütterte ihr Inneres... Auch er war ja voll Jugendmut und Kraft gewesen, auch er

hatte so viel vom Leben erhofft... Und sie dachte an den Abend, da er sie so unerwartet nach nur eintägiger Bekanntschaft vom Geschäft abgeholt, und sie machte sich beinahe jetzt noch Vorwürfe, daß sie ihn zuerst so gescholten hatte... Und an den Ausflug nach dem Grunewald dachte sie, an den heiteren Nachmittag in Paulsborn, an die selige Wanderung durch den Wald in der Mondnacht. O Gott, welches Glück, welche unsagbare Wonne war das gewesen! So zwei junge, schwärmende, verliebte Menschenkinder!... Wenn sie sich beide damals hätten sagen können, daß es einst so kommen würde, wie es heute war, — sie hätten wohl mehr gethan, um es zu verhindern. Und eines hätten sie sicher sich beide gelobt: in allem Leid, in aller Not, in aller Sorge treu aneinander festzuhalten und nie die Liebe aus ihren Herzen entziehen zu lassen...

Und wenn sie ihn nicht hielt, wer sollte es dann thun?...

Dem jungen Weibe waren die Thränen über diesen Gedanken in die Augen gekommen. „Ach was!“ sagte sie sich, während sie von neuem entschlossen ihre Lagerstätte verließ und einen Rock überzog, — „wenn er kommt, machst du's ja doch fort, also willst du's lieber gleich thun... da kannst du wenigstens schlafen!“

Und so ging sie denn ins Zimmer und entfernte mit vieler Mühe wieder die Barrisade von der Thür...

Es war vier Uhr. Drüben bei der Arbeiterfamilie war schon Licht. Der Mann mußte früh nach dem Norden der Stadt, um dort sein Tagewerk zu beginnen. Und Peter kam noch immer nicht!... Da, als Vene eben wieder das Bett aufsuchen wollte, hörte sie schliefen. Sie zitterte am ganzen Leibe. Mitten im Zimmer stand sie, das Licht in der Hand. Da hörte sie Murren in der Küche, und gleich darauf trat Peter ein.

Erstaunt sah er seine Frau an. „Was machst du denn da?“ fragte er mit schwerer Zunge.

Vene sagte nichts. Sie warf ihrem Mann einen unaussprechlich traurigen Blick zu und ging in die Kammer.

„Was soll das?“ rief er hinter ihr her. „Willst du mir etwa deine Verachtung ausdrücken?“

Er war ihr nachgegangen, sie hatte sich auf's Bett gesetzt und das Licht neben sich auf den Stuhl gestellt. Und abermals ein Blick, aber diesmal kalt abweisend und wirklich verächtlich. Da packte den trunkenen Menschen die Wut, er machte ein paar Schritte auf seine Frau zu, während sein Gesicht sich schrecklich verzerrte. Dann erhob er die Arme, krallte drohend die Finger zusammen und rief mit unterdrückter, heiserer Stimme: „Weib, ich erwürge dich!“

Sie streckte nur die Hand aus. „Denk an das Kind!“ rief sie in höchster Angst —

Da stand er still, seine Arme sanken herab, die Züge blieten verstört, erstaunt... Und während Vene nun, von der Angst befreit, sich aufs Kissen warf und schluchzte, stürzte Peter vor ihr auf die Kniee, umfaßte sie und barg den Kopf in ihrem Schoß.

„Verzeih! Verzeih!“ sprach er flehend. „Du hast doch nicht geglaubt — o, nie hätte ich dir was thun können, das darfst du nicht glauben!“

Sie schwieg und schluchzte nur...

Und abermals seine flehende Stimme: „Verzeih! Verzeih!“

27. Es muß etwas geschehen.

Peter saß im Zimmer, die Beine von sich gestreckt, die Hände in den Hosentaschen, und starrte vor sich hin.

Vene beobachtete ihn vom Fenster aus. Was war nun das wieder?

Seit jener Nacht hatte er seine Lebensweise gänzlich geändert, er vermied die Kneipen, sah meistens zu Hause. Doch er arbeitete nicht. Von Vene befragt, äußerte er, daß er „nach etwas suche“. Er brachte auch manchmal eine Zeitung mit und studierte den Anzeigenteil. Aber er mußte wohl nicht finden, was er suchte.

Hin und wieder, wenn die Not zu groß war, that er das, was er „energische Schritte“ nannte. Er schrieb — falls er in der Lage war, sich Briefpapier und Briefmarke zu beschaffen, was an manchem Tage nicht möglich war — Briefe an diese und jene Persönlichkeit seiner Bekanntschaft mit der Bitte, ihm aus einer „momentanen Verlegenheit“ zu helfen.

„Es muß etwas geschehen.“ Mit diesen Worten unterbrach Peter endlich das Schweigen. Und nach einer Weile fuhr er fort: „Deine Mutter hat uns neulich erst drei Mark geborgt, an die können wir uns nicht wenden, und meiner Mutter thu' ich's nicht an, sie klagt ja selbst... daß Ruppin auch nicht mehr Glück hier mit seinem Pensionat hatte! Wenn man bedenkt, was er dabei eingebüßt hat, — das hätte uns schon einige Monate über Wasser gehalten.“

Peter zog sein Notizbuch hervor und notierte sich die Namen einiger Bekannten, an die er noch nicht „herangetreten“ war. Mehrere schied er alsbald wieder

aus, als ihm zu fernstehend, er stellte sie sozusagen in Reserve. Von den andern wählte er drei, seinen Onkel, der ein Landgütchen nach der pommerschen Grenze zu besaß und der bis jetzt in „Reserve“ gestanden hatte, — Peter wußte, daß er vor zwei Jahren fast Bankrott gemacht hatte und hatte ihm daher bis jetzt Rücksicht angedeihen lassen —, zweitens Frau Malwine Krümelbier und drittens einen Redakteur, der seinerzeit von seinem Depot bei einer Bank gesprochen hatte.

Die Briefe wurden geschrieben, zerrissen und wieder geschrieben. Es war keine leichte Arbeit. Nach zwei Stunden war endlich die Sache erledigt. Peter überfah die drei Briefe und dachte: „Die zwei Stunden Arbeit werden sich immerhin bezahlt machen“... Er berechnete, wann die Briefe ankommen mußten und wann er Geld haben konnte. Dann trug er die Schreiben fort. Als er wiederkam, war er besserer Laune.

Das schöne Frühlingswetter draußen hatte ebenfalls dazu beigetragen, etwas Lebenshoffnung in ihm zu erwecken.

„Sieh hier!“ sagte er zu Vene und brachte ihr einen Beilschnitzstrauch.

„Aber Peter! Das ist doch Verschwendung!“

„Ich bitt' dich! Die paar Groschen! Wenn das nicht mal dabei abfallen sollte...“

Vene roch daran. „Ah, wie sie duften!“

„Nicht wahr? Ein ganzes Gewächshaus von Hoffnungen bringen sie sozusagen mit sich.“

„Hoffnungen, — ach Gott, Peter! Weil du nun die Briefe geschrieben hast, denkst du, es kann dir nichts in der Welt mehr fehlschlagen. Es ist doch eigentlich nicht schön.“

„Gräßlich ist es! Gemein! Niedrig! Und das wird ja auch anders. Nur jetzt wissen wir noch keinen Ausweg.“

„Wie schon oft.“

„Vene, ich bitte dich, gönne mir doch das bißchen philosophische Betrachtungsweise! Hier drin, da unter der Denkerstirn, sieht es ja eigentlich ganz anders aus... Ich zwänge meinen inneren Menschen ein bißchen ans Licht, — es dauert nicht lange, dann sitz' ich wieder da und blase Trübsinn... Uebrigens, was meinst du hier zu dieser Anzeige?“

Peter nahm ein Zeitungsblatt vom Tisch und las: „Dichter à la goldene Hundertzahn wird gesucht. Offerten mit Probegegedichten unter Nr. 47 postlagernd Königsberg.“

„Versuch es doch.“ sagte Vene.

„Ja, ja, versuchen, — es ist gar nicht so leicht, zehntausend Schlafroste und achtaufend Hosen zu besingen, es gehört ungeheure poetische Kraft dazu, um diese Dinge in die Sphäre der Dichtung zu erheben. Immerhin werde ich es versuchen. Vielleicht kann ich etwas aus meinen gesammelten Werken verwenden...“

Peter schritt im Zimmer auf und ab. Dann plötzlich blieb er stehen und sagte energisch: „Nein! Ich thue es nicht!“ Und nun ein Seufzer... „Ach, ich fange allmählich an einzusehen“... Er besann sich. Er mochte es nicht aussprechen, und dann sagte er es doch: „Ich bin vielleicht überhaupt kein Dichter.“

Vene wollte ihn in dieser gesunden Ansicht bestärken. „Ich habe von Anfang an gefunden, daß du eigentlich gar nichts vom Dichter an dir hast. Ich habe mir Dichter immer mit feurigem, blühendem Auge und hoher Stirn vorgestellt.“

„Neuerlichkeiten!“

„Nun ja, und dann nicht so viel redend von dem, was sie machen wollen und schon gemacht haben, sondern in aller Stille schaffend und dann plötzlich damit hervortretend.“

„Das sind vorgefaßte Meinungen, die gar nichts bedeuten.“ sagte Peter, im Innern aber fühlte er, daß etwas Wahres daran war. Er suchte sich darüber hinwegzusetzen.

„Wenn mir irgend ein Reicher auf drei bis vier Jahre nur je dreitausend Mark gäbe, so wie es, glaub' ich, der König von Dänemark oder sonst wer mit Schiller gemacht hat — ohne mich natürlich mit Schiller vergleichen zu wollen, manche seiner Sachen würde ich nie machen können —, ja dann! Sagen wir, zehntausend Mark im ganzen. Einen Check auf zehntausend Mark. Ich würde dreitausend abheben, und das andre müßte noch Zinsen tragen...“

Und Peter vertiefte sich für eine Weile in den Gedanken, an welchen Terminen er das Geld abheben oder in welchen Papieren er es vielleicht anlegen würde.

Als er aber aus seinen Phantasien in die Wirklichkeit zurückkehrte, war ihm um so trostloser zu Mute.

Er seufzte und stöhnte, setzte sich mit großem Geräusch an den Tisch, holte einige mit dichterischen Entwürfen beschriebenen Papiere hervor, las darin und warf sie mühsam wieder in die Schublade. Dann erhob er sich, ging ruhelos auf und ab, dachte mit Bangen an das Schicksal seiner drei Briefe, schalt sich einen abgebrähten Bettelbrieffschreiber und ging schließlich in die Kammer, wo er sich aufs Bett warf, um zu schlafen.

Doch es wollte kein Schlaf kommen, seine innere Unruhe war zu groß. Nach kurzer Zeit sprang er wieder empor, ergriff seinen Hut und wollte fortgehen.

„Wann kommst du wieder?“ rief Vene ihm nach.

„Ich weiß noch nicht.“ Damit ging er hinaus. Neue und Verzweiflung trieben ihn durch die Straßen. Er sah nichts um sich herum. Er rannte nur immer vorwärts, um seine innere Stimme zu betäuben. Doch sie schwieg nicht, sie ließ ihm keine Ruhe. —

Und nach einigen Tagen — die Ausbeute aus den drei Briefen war sehr gering gewesen, der Onkel hatte unter lebhaften Klagen drei Mark geschickt, Frau Krümelbier und der Redakteur mit dem Depot versagten ganz —, da hatte ihm diese innere Stimme so zugesetzt, daß er mehrere Buchhandlungen besuchte, um seine Dienste anzubieten.

Er hatte keinen Erfolg. Einer schickte ihn zum andern. Und wenn einer wirklich jemand brauchte, so fragte er nach Zeugnissen, die Peter nicht besaß, oder er lehnte mit bedeutsamem Blick auf Peters äußere ärmliche Erscheinung ab, oder er sagte, es ständen ihm jüngere und frischere Kräfte zur Verfügung.

Zwei Tage lang hatte Peter sich bemüht, dann ließ er es.

Und im Grunde war er nun doch ganz froh darüber, daß er keinen Erfolg gehabt hatte. Saß er einmal in solchem Zwangskasten drin, dann kam er so leicht nicht wieder heraus. „Es würde das geistigen Tod für mich bedeuten“, sagte er sich. „Es giebt wohl noch andre Wege, und zwar solche, auf denen man sich seine Selbstständigkeit erhalten kann.“

Aber welche?...

Peter wagte einen kühnen Einsatz und gab eine Anzeige in die Zeitung.

„Darlehen zur Erweiterung eines Puhgeschäfts gesucht.“ Es meldeten sich denn auch verschiedene Vermittler, die aber, als sie Peter nach seinen „Sicherheiten“ gefragt, und aus seiner verlegenen Antwort ersehen hatten, daß er nicht die geringste anzubieten habe, — ihn mit Achselzucken, wohl auch mit höhnischen Worten, abwießen.

Wieder einmal stand Peter nach einem derartigen Fehlschlag auf der Straße. Tiefste Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt.

Eine einfache junge Frau kam daher, einen gefüllten Marktkorb am Arm, ein kleines Mädchen an der Hand. Die Frau eines Arbeiters oder Handwerkers. Etwas bleich sah sie aus, wie das bei Leuten, deren Leben sich zwischen den Häusern der großen Stadt abspielt, vielfach der Fall ist. Aber sonst war ihr Aussehen gesund, ihr Auge klar, ihr Blick heiter. Besonders wenn sie mit ihrem Kleinen sprach, die mit der Rechten eine Düte fest an ihre Brust drückte.

Peter sah den beiden nach. In seiner hilflosen Lage, nach dem Scheitern all seiner Pläne, dem fortgesetzten Mißlingen seiner dichterischen Bestrebungen fühlte er jähren Reiz in seiner Brust aufsteigen. Und eine unsagbare Sehnsucht ergriff ihn nach einem armen, mühseligen, aber geregelten Leben. Wie der einfachste Arbeiter früh am Tage, wenn noch das Gas auf den Straßen brennt, das Frühstück in der Tasche, hinausgehen zur Arbeit und müde und zerschlagen abends heimkehren nach vollbrachtem Tagewerk, — das Mittagessen aus dem Topf, den die Frau mit dem Kinde an der Hand ihm gebracht, verzehren und ruhigen Schlaf des Nachts genießen in dem Bewußtsein, keine Sorgen zu haben, — welch göttliches Los! Kärzlichen, aber sicheren Verdienst, und hinweg mit allen Träumen und Hirngespinnsten vom „höheren Beruf“! All das hatte ihn ja doch nur genarrt sein Leben lang! Eines Morgens aufwachen ohne Schulden, — welch herrliches Gefühl! Er konnte sich das kaum vorstellen, er sagte sich, daß es ihm sehr ungewohnt sein würde, gleichsam als ob er körperlos in der Luft schwebte, befreit von niederziehender, irdischer Last.

So durchschritt er einige Straßen und stand plötzlich vor einem Gebäude, das ihm bekannt vorkam. Er besann sich, und es fiel ihm ein, daß er hier vor einiger Zeit mit Vene gegangen war, als er sie von einer Kundin abgeholt hatte. Seine Frau hatte ihm gesagt, dort solle jetzt Fräulein von Segendorf wohnen. Sie waren hinausgegangen, hatten sie aber nicht zu Hause getroffen.

Nach kurzer Ueberlegung stieg Peter jetzt die vier Treppen abermals hinauf. Er wollte sich von seinen Gedanken befreien.

„Fräulein von Segendorf ist krank, sehr krank“, sagte die Wirtin. Um so dringender bat Peter, ihn anzumelden. Es geschah, und die Kranke verlangte ihn zu sehen. Sie war schon seit Wochen bettlägerig; was ihr eigentlich fehlte, wußte sie nicht. — Fieber, Husten, Stiche in der Brust und im Rücken... Peter trat an ihr Lager; er wunderte sich, daß sie ihn vorließ.

Sie entschuldigte sich denn auch gleich in längerer Rede, die öfter von Husten unterbrochen wurde. Trotz

des Halbdunkels in der ärmlichen Kammer konnte Peter bemerken, daß sie schwer leidend und körperlich ganz herabgekommen war.

„... Wenn es auch nicht ganz passend ist,“ sagte sie, und ein schwaches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel, „so kann ich mich doch mit vielen großen Damen, deren Namen historischen Klang haben, trösten, nicht wahr?“

Peter nahm einen Stuhl, sprach ihr Mut in ihrem Leiden zu und sagte, er hoffe, daß sie bald ganz wiederhergestellt sein werde.

Wieder dies schwache Lächeln, als sie erwiderte: „Das wollen wir auf sich beruhen lassen, Herr Flott. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre liebenswürdigen Wünsche, wie überhaupt für Ihren Besuch, der mir allerdings nicht unerwartet kam.“

„Nicht unerwartet?“ fragte Peter erstaunt.

Sie nickte. „Gestern Abend etwa um diese Zeit, auch in der Dämmerstunde, da stand meine Kasse dort in der Ecke von ihrem Lager plötzlich auf, und als ich hinblende, sehe ich an der Wand einen Schatten, der eine Weile unbeweglich stand. Dann glitt er an dem Fenster vorüber, sehr langsam, um an der andern Ecke des Zimmers zu verschwinden.“ Sie schwieg.

„Und — wie? erfuhren Sie...?“ fragte Peter nach einer Weile.

„Dieser Schatten bedeutet für mich stets Lieben, aber allerdings ernststen Besuch, und daß die Erscheinung wirklich vorhanden war, das sehen Sie aus dem Aufspringen meiner Nies, die ihn auch bemerkt hatte.“

Eine Pause trat im Gespräch ein. Peter scheute sich, von seinen Angelegenheiten zu beginnen, er wollte das kleine Häuflein Mensch dort auf seinem Schmerzenslager nicht noch mit fremdem Kummer belasten.

Doch wie hatte er sich in diesem Wesen getäuscht! Weit entfernt davon, ihn von ihren Leiden zu unterhalten, begann sie ein Gespräch über die höchsten Dinge, Verwirrtes und Klares mischend.

Es war ihr Lieblingssthem von den „feeling ver-kümmerten Menschen“. Aber merkwürdig! bis auf einige wenige Aussprüche fand alles, was sie sagte, heute ganz andern Eingang in Peters Gemüt wie früher.

„Glauben Sie, Herr Flott, daß das Streben der meisten, ja fast aller Menschen heute auf wertlose Dinge gerichtet ist, Dinge, die ihr Inneres in keiner Weise läutern? Dinge, die für die Vervollkommenung der Menschheit nichts bedeuten? Jeder will etwas hinterlassen, wenn er von hier scheidet, aber alle denken nur an sichtbare Schätze dabei. Warum denken so wenige daran, den Mitmenschen ein Stück ihrer Seele zu hinterlassen?“

Peter wußte es nicht zu sagen.

Das Fräulein lächelte und fuhr fort: „Ich will es Ihnen verraten... Weil nur mit dem Sichtbaren und Greifbaren auch der Name überliefert wird, mit dem Unsichtbaren, dem Seelenerbe, aber nicht. Und die Menschheit ist eitel!“

Da wieder ein Hustenanfall das Fräulein erschütterte, so konnte sie längere Zeit nicht weitersprechen. Ihre Züge waren schmerzhaft verzerrt. Doch dann glätteten sie sich wieder, und ein Lächeln leuchtete zurück. Flüsternd, wie wenn sie ein Geheimnis verrate, sagte sie nun: „Ich gebe meinen Stab weiter. Nehmen Sie ihn, Herr Flott!“

Peter war bereit, wußte aber nicht recht, wo sie hinaus wollte.

„Hören Sie, Herr Flott: Nie über dem Ziele die Gegenwart vergessen! Sie verstehen mich, nicht wahr? Nie über dem Ziele die Gegenwart vergessen! Die meisten Menschen rennen nach ihren Zielen, mehr oder weniger wertlos, ohne sich umzusehen. Immer rechts und links gesehen, Herr Flott! Meinen Sie nicht auch?“ Die Augen des Fräuleins leuchteten in dem Halbdunkel.

Peter lauschte aufmerksam. War das nicht etwas, das auch ihn anging?

„Dann wirkt man, und dann hinterläßt man Reich-tümer. Freilich sind sie durch die ganze Welt zerstreut. Ein Mensch, ein Tier begegnet mir auf meinem Wege. Ich renne nicht an ihnen vorbei. Ich sehe zu, ob ich wirken kann. Hierhin und dorthin streu' ich mein Erbe. Manche unterschlagen es, manche geben es weiter. O, wie glücklich macht das Leben den, der rechts und links sieht, den, der sein Erbe verstreut und unsichtbare Reichtümer hinterläßt! Er wirkt durch Jahre und Jahrhunderte. Ihnen meinen Stab, junger Freund! Wie ich gefandt war, das Heil zu erhalten, so sind nun Sie gesandt. Gehe hin in Frieden!“ Sie sank ermattet zurück.

Peter sah noch eine Weile in dem dunkeln Zimmer, dann erhob er sich leise und ging.

Wie war Peter nur zu Mute, als er auf die Straße trat? Es brauste und jaulte in seinem Kopfe... Auch als er schon einige Straßen weitergegangen war und lebhaftes Getriebe ihn umschwirrte, ging er immer noch wie im Traum einher.

Und dann fiel plötzlich der Gedanke mit aller Gewalt auf seine Seele: Bist du nicht auch nach dem

Ziel gerannt, ohne dich umzuschauen? ... Und willst du so weiter stürmen, um am Ende plötzlich inne zu werden, daß du vergebens gelaufen bist? ... Und er mußte an Vene denken, wie sie unermüdlich sah und arbeitete, ohne Klage, und alles ertrug um feinetwillen. Hatte er das denn nicht gesehen? ...

Es wurde ihm nebelig vor den Augen, und schnell entschlossen bog er in eine hellerleuchtete Bierstube. Er hatte den ganzen Tag fast nichts gegessen.

Doch ehe er etwas fordern konnte, wurde die Nebelwand vor ihm stärker und stärker, — und dann schwand ihm das Bewußtsein —

„He, Männchen, nu machen Sie doch!“ hörte er da plötzlich jemand sagen. Er schlug die Augen auf und sah einen Mann vor sich, der ihm ein Glas Wasser hinhielt. Aber er konnte noch nicht begreifen, wie das zusammenhing, blickte abwechselnd den Mann an und das Glas.

„Er wird doch nicht im Koppe haben?“ fragte ein anderer.

Und dann schüttelte ihn der mit dem Glas Wasser wieder und sagte: „Mensch, so sehen Sie doch in sich und befreien, daß Sie noch nicht in Bitterfeld sind! Reue warrafftig, noch nicht abjeschrammt! Immer noch in Berlin!“

Nun nahm Peter das Glas und trank.

„Det is doch 'n Wort!“ sagte der hilfsbereite Mann.

Peter dankte ihm herzlich und verlangte jetzt zu essen, ließ auch seinem Helfer ein Glas Bier bringen.

Allmählich kehrten die Kräfte ihm zurück. Doch seltsam, — ihm schien, als ob er ein anderer geworden sei.

28. Eine Thräne.

Peter saß in der Wohnstube dicht an der geöffneten Thür der Schlafkammer. Er hielt die Hände im Schoß gefaltet und lauschte. Eine Stimme sprach nebenan, aber nicht die seiner Frau. Es waren tröstende, ermunternde Worte, die Peter vernahm, und er bereute nicht, daß er jener, die dort sprach, das Feld überlassen hatte. Sie war eine Frau von Erfahrung, die gute Frau Goslin, die schon Peters Mutter in ihren Räten beigegeben hatte vor bald dreißig Jahren. Sie wußte, wie den jungen Frauen zu Mute ist, die ihr erstes Geschenk Gottes empfangen, wie sie sich verzagen möchten in ihrer schweren Stunde, wie sie ihr Ende gekommen wähnen und mit unerschütterlicher Bestimmtheit ihren Entschluß aussprechen, daß sie dies nur einmal durchzumachen im Stande seien; sie wußte aber auch, wie diese nämlichen jungen Frauen ihren verlorenen Lebensmut schnell wiederzugewinnen pflegen, sobald ihnen das Kindlein im Arme liegt mit den halbgeöffneten kleinen Auglein und beiden Fäustchen am Munde. Frau Goslin hatte gar oft die Versicherung hören müssen, daß man sie — so lieb sie gewesen sei — nimmer wieder bemühen würde, und doch hatte man sie nach Jahresfrist flehentlich gebeten, doch ja nicht auszuweichen. Frau Goslin wußte aber auch genau, wie es den Gemännern in solchen Stunden zu Mute zu sein pflegt, und daß sie dabei das „störende Element“ abgaben. So suchte sie denn die Männer allemal mit sanfter Gewalt zu entfernen.

Peter war aber nur bis zur Thür gegangen, hier hatte er Posto gefaßt, und hier beschloß er auszuharren.

Behnmal wohl und öfter wurde seine Erwartung auf die Spitze getrieben und immer wieder getäuscht. Das war unerträglich. Er beschloß, mit aller Energie an andre Sachen zu denken.

Und er dachte an vielerlei. An seine Jugend, an seine erste Liebe und an Tante Rötling, an seine Mutter in Bernau und an den „Juwelendiebstahl“ des Herrn Schippe... Und ein Vergleich fiel ihm ein, der ihm früher in den Sinn gekommen war, wenn er während der Eisenbahnfahrt aus dem Coupéfenster gesehen hatte. Da waren die Telegraphendrähte vor ihm auf und nieder gestiegen. Wenn sie hinaufstiegen, so kam alsbald ein Pfahl, und sie senkten sich wieder. Dabei hatte er an das menschliche Leben denken müssen, an das Hinaufstreben und Hinabgleiten. Mutig bergan, — und dann so ein Pfahl, so ein unerbittlicher, der uns den Weg vertritt. Und wieder hinab und wieder gestrebt und abermals zurückgeschleudert. Er hatte sich diese Bewegungen der Drähte früher nie erklären können, bis er es schließlich mit wachsendem Verstande herausgefunden hatte, daß die Drähte sich gar nicht bewegten, sondern stillstanden, daß sie aber in der Mitte zwischen zwei Pfählen naturgemäß tiefer hingen, da man sie ganz schnurgerade nicht zu spannen vermochte. Die seltsame, unerklärliche Erscheinung hatte sich in natürlicher und einfacher Weise aufgeklärt. Der Pfahl war nicht schuld, sondern der Draht. „Es war thöricht,“ sagte sich dann Peter wohl, „den Pfählen die Schuld zu geben...“

Manchmal war die Senkung nach einem Pfahl so stark und so anhaltend, daß die Hebung kaum begonnen hatte, wenn schon ein neuer Pfahl kam. Und

dann ging es noch tiefer hinab und immer tiefer. Das kam, wenn das Gelände sich senkte und der Zug bergab fuhr... Und so riß auch wohl das Schicksal den Menschen tiefer und tiefer hinab, so daß er schier meinte, nun gebe es keinen Aufstieg mehr. Aber immer wieder kam ein Zeitpunkt, da die Senkung aufhörte; ja, gerade oft nach dem tiefsten Niedergang kam ein dauernder Aufstieg, die Pfähle standen auf ansteigendem Gelände, und die Drähte hoben sich weiter und weiter, selbst wenn ein Pfahl kam. Und dann schienen sie in den Himmel hinaufzuwachsen... Und das war ein Trost auch im Menschenleben. Tiefer und tiefer, und auch dann noch tiefer, wenn man gemeint, es gäbe keine größere Tiefe mehr — aber dann auch wieder aufwärts und immer aufwärts in siegreichem Vorschreiten, trotz aller Hindernisse, trotz alles Vergangenen...

Peter sprang auf. Verfürt blickte er in die Kammer... Er sah auf das schmerzverzerrte Gesicht seiner Frau... endlich glätteten sich ihre Züge wieder, erschöpft wandte sie den Kopf, und Frau Goslin wuschte ihr den Schweiß von der Stirn... Und Peter ging leise zurück auf seinen Platz hinter dem Thürpfosten.

Und dann rang es sich wie ein Gebet aus seinem Munde, im Flüsterton, daß die nebenan ihn nicht hörten: „Erhalte sie mir! Erhalte sie mir!“ Ihm fiel ein, wie bei der Geburt des Königs von Rom Napoleon vom Arzt gefragt worden war, ob im schlimmsten Falle die Mutter oder das Kind gerettet werden solle, — der Kaiser hatte gesagt: „Die Mutter!“ Und so flüsterte auch Peter jetzt inbrünstig: „Die Mutter, die Mutter!“

Und die Erwartung wollte kein Ende nehmen. Peter wendete seine Gedanken abermals mit Gewalt auf etwas andres. Er dachte daran, wie nun seine Frau auf längere Zeit geschont werden müsse — denn er wollte es nicht dulden, daß sie sich vorzeitig an die Arbeit begeben, und wie es daher mehr als je nötig werden würde, daß „etwas geschähe“. Und unter all den Einbrüchen der letzten Zeit erstarrte der Wille dazu in Peters Gemüt mehr und mehr. Auf allerhand Posten, die er wohl ausfüllen könne, sah er sich bereits in Gedanken. Und als er wieder einmal in seiner Phantasie einen ehrenvollen Posten erklommen hatte, da stellte er sich ein Gastmahl am Geburtstage des Landesfürsten vor, bei dem er als der Berufene dazu die Rede halten sollte... Die Rede würde nicht lobhulend, nicht liebedienerisch sein — o nein! Wenn man das von ihm erwartete, so hatte man sich in ihm getäuscht. Selbst auf die Gefahr hin, hie und da zu mißfallen, würde er sich nicht so erniedrigen. Er sah sich — im Frack und mit weißer Binde natürlich — an der Spitze der Tafel stehen. Mit der Linken stützte er sich leicht auf die Tischkante, mit der Rechten griff er nach dem Glase. Aller Augen sahen nach ihm hin. Werte Anwesende! begann er. Wir sind hier zusammengekommen, um den Geburtstag unsers Herzogs zu begehen. Wir alle wissen, mit welcher Fürsorge und Weisheit er seines Amtes waltet, als ein wahrer Vater des Landes, und das können und dürfen wir ihm nie vergessen... Meine Damen und Herren —

„Schnell, schnell!“ rief es in der Kammer.

Peter wußte im Augenblick nicht, wo er war, doch im nächsten Moment hatte er begriffen, daß Frau Goslin nach dem Badewasser verlangte. So eilig er konnte, begab er sich nach der Küche, goß warmes Wasser zu dem in der Wanne bereitstehenden kalten, faßte die Wanne an beiden Griffen mit starken Händen und trug sie in die Kammer, wo schon ein Schemel dafür bereit stand.

Es jubelte in ihm, alle Angst war verslogen; da lag ja sein Weib so friedlich und ruhig — und dort unter der Decke vom Fußende des Bettes her, wo Frau Goslin sich zu schaffen machte, kamen seltsame, un-artikulirte, quiekende, ganz unmensliche Töne! Peter umhalfte seine Frau und drückte sie an sich. Dabei sprudelten allerhand Worte aus seinem Munde, Dankesworte, Bitten, Versicherungen... Und nun gab er sie frei und lachte sie an und sagte: „Unser Julius ist da? Nicht wahr?“ Vene lächelte und schüttelte mit dem Kopf. — „Nein?“ fragte Peter erstaunt. — „Ein tüchtiges Mädel!“ sagte Frau Goslin, hob das quarrende Etwas aus der Decke empor und steckte sie ins Badewasser. Peter warf einen Blick auf das rote Geschöpfchen, das die Augen fest zugekniffen hatte, sah dann seine Frau an und rief aus: „Ist nicht möglich! Unfre Auguste ist zuerst gekommen!“

Peter hatte viel zu thun, er mußte Essen bereiten, Karten an die Bekannten schreiben, dies und jenes, was vergessen war, besorgen. Er mußte die Schwiegermutter benachrichtigen, dann zu Frau Pappler, von der Vene Kinderzeug bekommen sollte, an dem es noch fehlte. „Ne, die Vene!“ sagte sie. „Fängt mit 'n kleines Mädchen an! Aber die ersten acht Tage komm' ich nicht, das gehört sich so, aber denn bring' ich 'n Täubchen.“ Und sie drückte ihm die Hand mit ihren

Der 1900 er.

Im Frühjahr an des Rheines Strand
Ein junger Rebstock blühend stand,
Recht froh und wohlgenut.



Der Kauhrost kam des Wegs daher,
Den ärgerte die Sonne sehr,
Er sprach: „Dir geb' ich's gut!“



Der Griesgram Regen aber sprach:
„Komm' ich zuerst und du hernach,
Geht's besser sicherlich!“



Die Reblaus kam herangeschwirrt:
„Wenn er von euch behandelt wird,
Was bleibt denn da für mich?“



So stritten sich die bösen drei,
Dem Winger ward ganz angst dabei
Um seinen Rebstock lieb.



Heiß tobt' der Kampf — der Sonnenschein
Schloß auch mit seinen Pfeilen drein,
Bis niemand übrig blieb.



Jetzt hat's der Weinstock gut gehabt:
Tag's hat die Sonne ihn gelabt
Und nachts der milde Tau.



Als endlich kam der Herbst daher,
Da waren Ähr' und Kiepen schwer
Von Trauben weiß und blau.



Der Jocher ließ den Herbstbericht,
Er traut den eignen Augen nicht:
„Gut wuchs er ringsumher.“



„Hurra!“ ruft froh verwundert er:
„Es leb' der neunzehnhundert'er!
He, Rosel — Reuen her!“



BAHR.



Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Englische Truppen, den Baal überschreitend.

beiden und setzte unter Thränen hinzu: „Mir ist doch, als ob's meine Tochter wär! Und das Zeug is ja noch von meine Juste. Sie wollt's nich haben, weil se sich neues anschaffen konnte. Wenn ich nu Venes Kleine drin seh', is mir doch, als wär's meine eigene Enkelin! Ach, Herr Flott, was das Zeug allens erzählen könnte, und hab' so manch Kleines drin liegen sehen und es hundertmal und mehr in de Hand jehatt. Und Jubel war jar oft, aber ooch Leid, als der Herr se mir jenommen hat und hab's nicht ändern können... Na, jrühn Se die Vene, Herr Flott, und nehmen Se Jott's Sejen mit!“

Nachmittags führte Peter Frau Hefserich an das Bett der Kleinen. „Da haben Sie Ihre Vene!“ sagte er. „Ist sie ihr nicht wie aus den Augen geschnitten?“

„Ja, das Kinn, nicht wahr?“

„Und die Nase!“

„Ja, die Nase kommt auch ran!“

„Und sehen Sie doch nur die Häufchen!“

„Wie 'ne Puppe. Aber auch rein wie 'ne Puppe!“

Vene hatte geschlafen, und als sie die Augen aufschlug, war sie allein. Nicht weit von ihr lag das Kind in seinem Bettchen. Es war Vene so wohl nach dem Schlaf. Sie wollte ihre Mutter rufen, damit diese ihr etwas zu essen bringe, doch ihre Gedanken nahmen sie gefangen, so daß sie noch eine Weile still vor sich hin träumte. Das Glück war nun bei ihr eingeleitet, sie nannte ein liebes Kind ihr eigen. Und doch waren es gar ernste Gedanken, die sie erfüllten. Sie dachte an den Vater des Kindes, und ihrer Brust entrang sich ein tiefer Seufzer. Bis jetzt waren sie nur zu zweien gewesen, nun aber galt es, noch für das dritte dort zu sorgen. Würde ihre Kraft dazu ausreichen? ... Und konnte sie — nach all dem, was sie durchgemacht hatte, noch auf Peter bauen? ...

Da trat er in die Kammer.

„Du bist munter, Vene?“ Er beugte sich über sie. „Hast du gut geschlafen?“ Sie nickte und sah ihn mit ernstesten Augen an. Dann setzte er sich auf den Bettrand, nahm ihre Hand und fragte innig: „Bist du nun glücklich, Vene?“

Sie schwieg, dann nickte sie ein ganz wenig, wandte die Augen, und Peter sah eine Thräne in ihnen aufsteigen. Er wußte, was diese Thräne bedeutete. Mehr als alle Worte sprach diese stumme Antwort. Und auch er konnte nichts sagen, er blickte zur Seite, Venes Hand fest in der seinen haltend. So sah er längere Zeit. Ab und zu streifte ein Blick das Kinderbett und dann wieder das Antlitz seiner Frau. Wie eine hehre Duldin dünkte sie ihn. Und es reifte in ihm ein Entschluß, mit dem er schon lange gerungen und den er sich alsbald anschickte, auszuführen.

Ihn hätte — wenn er in diesem Augenblick an sich selbst gedacht haben würde — seine Ruhe bei diesem Entschluß wundern können. Freilich, die Kämpfe lagen ja hinter ihm. Durch Jahre hatten sie sich hingezogen, eigentlich von seiner Kindheit an. Nun war stille See in ihm ... Aber er dachte jetzt auch gar nicht an sich, was doch sonst seine Lieblingsbeschäftigung war, er dachte in diesem Augenblick nur an sein treues, geduldiges Weib da vor ihm und an sein Kind, das wenige Schritte von ihm den festen Schlaf des Säuglings schlief.

Und nach einer Weile erhob er sich sacht, drückte seiner Frau nochmals die Hand und verließ leise die Kammer.

(Schluß folgt.)

Soldatenliebe.

Eine Weide, die steht am Ammersee;
Sie taucht ihr Gezweig in die Gluten.
„Ade, goldhaariger Schatz, ade!“
Nun gilt's für den König zu bluten.
Trant war es, zu kosen, Boot am Boot,
Wenn die Wasser rauschten im Ammersee,
Und über ein Jahr, wer weiß, bin ich tot —
Ade nun, mein Schatz, ade!“

Sie fuhren noch einmal entlang den See
Wohl unter die flüsternde Weide,
Die Herzen so bang, die Herzen so weh —
Sie kosen in Lust und in Leide.
Abstieg er den Mägen; er schwenkte den Hut —
Da rauschten die Wasser im Ammersee,
„Dem König gehorcht ein Soldatenblut —
Ade nun, mein Schatz, ade!“

Und über ein Jahr ein Reitergrab
Liegt einsam auf fremder Heide.
Tief neigt die Zweige darüber herab
Eine wilde, verwachsene Weide;
Sie seufzt in die Winde — die tragen es fort,
Und die Wasser rauschen im Ammersee:
„Dein Liebster, der schlummert am Heideort —
Ade nun, mein Schatz, ade!“

Aus: „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Ziel, demnächst erscheinend im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Kaspar Ritter von Zumbusch.

(Siehe auch das Bild S. 245.)

Am 23. November feierte Kaspar Ritter von Zumbusch, einer der größten Meister der monumentalen Plastik, seinen siebenzigsten Geburtstag. Ein Sohn Westfalens, erlangte Zumbusch seine Ausbildung in München und begann dort nach seiner Rückkehr von Rom im Jahre 1860 seine künstlerische Wirksamkeit. Es war eine Büste König Ludwigs II., die ihm die Zuneigung des künftigen Fürsten, sowie zahlreiche Aufträge desselben verschaffte. Berühmt geworden ist sein Denkmal für König Maximilian II. und die prächtige Statue des Grafen Rumford in München, sowie das Kriegerdenkmal in Augsburg. Eine neue Schaffensperiode begann für Zumbusch mit seiner 1873 erfolgten Berufung an die Wiener Akademie. Hier entstanden in kurzer Aufeinanderfolge seine die Wiener Plätze schmückenden großen Gyzmonumente, zuerst das Beethoven-Denkmal mit der sitzenden Figur des Tondichters und den Gestalten des Prometheus und der Victoria am Sockel. Zumbuschs bedeutendstes Werk bleibt das in gewaltigen Dimensionen aufgebaute Denkmal der Kaiserin Maria Theresia mit den den Sockel umgebenden Reiterstandbildern und lebensgroßen Statuen der berühmten Heerführer und Staatsmänner der Theresianischen Zeit. Das mit prächtigen Reliefs geschmückte Monument Feldmarschall Radetzky, sowie jenes des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, zeigen dem Kenner, wie glücklich Zumbusch die Schwierigkeiten besiegt hat, die gerade in der Kom-



Kaspar Ritter von Zumbusch.

position von Reiterstandbildern gelegen sind. Außer seinen monumentalen Werken hat Zumbusch viele Porträtbüsten geschaffen, wie die den Arkadenhof der Wiener Universität zierenden Marmordenkmal der verstorbenen Professoren Willroth, Hye und Hasner. In Deutschland ist sein Name in neuerer Zeit durch die Kolossalfigur Kaiser Wilhelms I. auf dem Denkmal an der Porta Westfalica wieder viel genannt worden, und zurzeit geht in des Künstlers Werkstatt das für Stralsburg bestimmte Standbild des großen Kaisers seiner Vollendung entgegen.

Er hört.

Skizze

von

Olga Steiner.

Wenn eine Veränderung eintritt, lassen Sie mir's sagen — aber — machen kann ich nichts.“ Mit diesen Worten verläßt der Arzt das Krankenzimmer, es ist beinahe ein Todesurteil. — Die Frau kehrt an das Bett des kleinen Kranken zurück, es ist ihr Einziger — und sie ist Witwe. Unruhig liegt er in seinen Rißen. Die abgemagerten Wangen, auf denen die Fieberrote brennt, haben doch der Anmut dieses Kindergehalts nichts rauben können.

„Mutterchen,“ stöhnt's vom Lager.

„Was denn, mein Junge?“

„Ich kann die Augen nicht zumachen, da sind lauter Bilder um mich herum.“

„Gieb mir dein Händchen, ich sitze bei dir.“

„Nein — einen Umschlag — schnell — das sticht so — da, in der Seite — ach, und der Husten — wird denn der schreckliche Husten nicht endlich aufhören, Mama?“

„Es wird schon alles wieder gut werden, hab nur Geduld.“ Und dabei bereitet die Frau mit zitternden

Händen die Kompresse, die der gequälten Zunge Binde-rung bringen soll.

„Lungenentzündung hat der Doktor gesagt, ist das schlimm?“

„Nein, gar nicht.“

„Aber es thut so weh, kann man da auch sterben?“

„Nein, gewiß nicht.“

„Ich möcht' auch nicht; ich hab' doch bald meinen Geburtstag, ich freu' mich so drauf. Wird' ich nicht schon sehr alt, Mama? sieben Jahr — sieben Jahr! Wieviel Tage muß ich denn noch warten?“

„Sechzehn Tage, Frikel.“

„Hast du dich auch nicht verzählt? ich kann's jetzt nicht ausrechnen, ich bin so müde.“

„Nein — grade sechzehn Tage, aber die vergehen schnell.“

„Du fragst ja gar nicht, was ich mir wünsche.“

„O ja, ich weiß — einen Anzug.“

„Ja, aber schön muß er sein, mit einer Weste, wie die großen Herren, ich werd' doch schon sieben Jahr. Und einen Säbel, und einen Loden — verdient man viel Geld, wenn man einen Loden hat?“

„Sei doch ruhig, Frikel, es strengt dich an.“

„Nein — ich will wissen — ich will doch viel Geld verdienen, wenn ich groß bin. So eine kleine Wohnung, wie wir haben, das mag ich nicht — lauter Säle müssen sein, und schöne, seine Zimmer, ganz viel, und immer gutes Essen — bei dir schmeckt mir's ja auch, aber fein gedeckt muß alles sein, wie im Restaurant, weißt du — wo wir mal waren, wie der Papa noch lebte — alles fein, recht fein.“

„Ja, ja, Frikel, wenn du groß bist.“

„Und viel Kuchen muß auch zu meinem Geburtstags sein, und sieben Lichter, und Blumen auch, recht viel Blumen, ich hab' Blumen so gern, Mama.“

„Warum weinst du?“

„Ich — weine ja nicht.“ — Die arme Frau schluckt über ihren Thränen, unaufhaltsam wollen sie hervor. Bei den Worten des Kindes war ihr's wie eine Vision, kein Kuchen, keine Lichter, nur Blumen, viel Blumen, Kränze auf einen kleinen Hügel.

„O, o! so schlecht ist mir, noch viel schlechter wie bei den Masern. Wird's denn nicht bald aufhören, Mama? Oder dauert's noch lange?“

Die Worte werden leiser, bald murmeln die Lippen nur noch, unverständlich, verworren — die Händchen zucken — die kranke Brust arbeitet mühsam — jetzt verstummt das Geplauder ganz — er schläft.

Die Mutter ist an dem Bett in die Kniee gesunken, fest preßt sie die kleine Hand des Knaben, als könne sie das entrinnende Leben halten, all ihr Denken wird zum Gebet.

„Laß ihn mir, Gott, du allein kannst helfen. Was bin ich ohne das Kind? nichts — ohne Freude, ohne Hoffnung. Wenn diese Kinderlippen nicht mehr plaudern, wenn diese Kinderaugen nicht mehr an mir hängen — ich könnt's nicht ertragen. Sein Tod ist mein Tod! Unerforschliche Vorsehung, du darfst ihn mir nicht nehmen, nichts will ich mehr von der Welt, nichts als dieses Kind, laß es mir!“

Die Uhr tickt gleichmütig weiter — die Mutter liegt auf den Knien — das Kind schläft. Die Stunden verrinnen — es schläft weiter — tief — fest — ruhig.

Der Morgen graut — es schläft immer noch. Die Wangen beginnen sich leise zu röten, nicht mit Fieberrote — die Stirn ist kühl — das Gebet der Mutter ist erhört!

Sechzehn Jahre später.

Es ist um Mitternacht. Eine Frau wälzt sich unruhig auf ihrem Lager, sie kann nicht einschlafen, ihr Frikel ist noch nicht zu Hause, ihr großer Junge. Sie sollte sein Spätkommen zwar gewöhnt sein — es ist alle Tage so —, da helfen keine Ermahnungen — nichts. Aber er ist ja jung, entschuldigt sie ihn selbst, er will leben, genießen. Wo er nur das Geld dazu hernimmt? Sein Gehalt ist eben noch nicht groß. Er lacht, wenn sie ihn danach fragt — Schulden — er hat keine — da sind seine wohlhabenden Freunde, die ihn öfters freihalten — und dann ist das bißchen Vummeln gar nicht so teuer, er trinkt nicht viel — manchmal hat er ja auch einen kleinen Extraverdienst — und sie glaubt's, sie müssen ihm ja alle gut sein, diesem schönen, jungen Menschenkinde, mit den sonnigen, lachenden Augen und dem Wesen eines Kavaliere.

Ein Uhr — zwei — drei — er ist noch nicht da, die Mutter schläft bekümmert ein.

Am andern Mittag kommt Frikel mit einem Weizensträußchen und einer Pastete nach Hause — seine gute Alte soll nicht böse sein, wegen gestern nacht — es war ein bißchen toll — aber natürlich — nie wieder.

Draußen klingelt's, Frikel geht öffnen. — Leise, hastige Worte draußen — ein unterdrückter Aufschrei, und da stürzt Frikel herein, bleich, mit verzerrtem Gesicht, fassungslos.

„Es ist alles entdeckt — Mutter! o Mutter.“

„Was ist entdeckt?“

„Die Unterschlagungen — schon lange — ich werde verhaftet!“

„Großer Gott — du?“

„Mutter, ich wollte leben!“

„Du mußt fort, mein geliebtes Kind!“

„Zu spät, Mutter — draußen ist schon — ich will mich nur anziehen — gleich — Mutter —“

Er eilt ins Nebenzimmer. Im nächsten Augenblick dröhnt ein Schuß.

Von allen Seiten eilen sie herzu, die Mutter, der vor der Thür Wacht haltende Kriminalbeamte.

„Tot.“ gesteht die Mutter.

„Rein, nur ins Auge geschossen,“ sagt sachlich der Beamte, „vielleicht verunstaltet für Lebenszeit, wir werden ihn ins Gefängnis hospital schaffen.“

Am Abend kniet eine verzweifelte Mutter vor dem leeren Bett ihres Sohnes. Ihre Gedanken tauchen in die Vergangenheit. Sie sieht einen kleinen Sechsjährigen vor sich liegen, mit abgekehrten Händchen, fiebergeschüttelt — ein herziges, unschuldiges Kind. Und nun ringt sich's wie ein Schrei von ihren Lippen: „Großer Gott, warum hast du mein Gebet erhört, warum hast du ihn damals nicht sterben lassen?“

Das Grabdenkmal für Dr. Karl Ruff.

Die Enthüllung des Denkmals für Dr. Karl Ruff fand den 29. September, am Todestage, auf dem Kirchhof der Heilig-Kreuz-Gemeinde in Mariendorf bei Berlin statt. Dort versammelten sich an dem Grabe des bekannten Tierchirurgie-Freundes und hervorragenden Kenners der geistigen Welt der Denkmalsauschuss mit der Familie des Verstorbenen, Mitgliedern des Deutschen Tierchirurgie-Vereins und sonstigen Freunden und Verehrern von Dr. Karl Ruff zu einer schlichten Feier. Nach weisevoller, auf die Verdienste des Verstorbenen hinweisender Ansprache Direktor Hofgartens fiel die Hülle des Denkmals, und der Redner übergab es der Familie. Das Denkmal ist ein schön gearbeiteter Obelisk aus poliertem roten schwedischen Granit, hervorgegangen aus der Sippelingschen Marmorfabrik. Die Vorderseite zeigt das vom Bildhauer Ernst Haenschke modellierte, wohlgelungene Reliefporträt des Dahingegangenen, in Bronze gearbeitet. Darunter befindet sich in Goldschrift der Name Dr. Karl Ruff und die Daten: Geb. 14. Jan. 1833 — Gest. 29. Septemb. 1899. Von der Familie Ruff und Freunden desselben wurden Erinnerungsfränze niedergelegt.

Einiges vom Bürgerlichen Gesetzbuch.

Rechtsanwalt A. Häppel.

Der Verein.

Wenn zwei Deutsche sich auf einer wüsten Insel begegneten, so wäre es ihr erstes, daß sie einen Verein gründeten,“ hat einmal ein Spötter gesagt. Nun, der Gasthof zum „Schwarzen Bären“ am Marktplatz ist nichts weniger als eine „wüste Insel“, er bietet im Gegenteil Einheimischen wie Fremden einen recht gemüthlichen Aufenthalt, und insbesondere an dem großen runden Tisch in der Ecke neben dem mächtigen grünen Kachelofen begegnen sich jeden Abend, den Gott giebt, nicht bloß „zwei Deutsche“, sondern versammelt sich dort eine stattliche Anzahl bierfroher Honoratioren der Stadt. Sie besteht schon lange — die feuchtfröhliche Tafelrunde, wenn auch mancher von denen, die sie einst begründet, heute fehlt. Den einen hat Freund Hein abgerufen, den andern das Schicksal nach anderm Ort verschlagen — neue Zechgenossen sind an ihre Stelle getreten — aber der Kern der Gesellschaft ist der alte geblieben. Wie seit Jahren, so übt auch heute die trauliche Ecke ihre Anziehungskraft aus auf so manchen Biederer, der, um mit Busch zu reden,

„Wenn am Abend sinkt die Sonnen,

„In sich geht und denkt,

„Wo man einen Guten schenkt“,

und der dabei ein Stündchen oder auch mehrere mit Gleichgesinnten verplaudern möchte.

Was Wunder, wenn jener vielverspottete, nationale Hang, von bösen Leuten „Vereinsmeierei“ genannt, auch an unserm Stammtisch allmählich Blüte getrieben hat?

Sie sind größtenteils weidgerechte Jünger des Sankt Hubertus: der Herr Bürgermeister und der Herr Amtsgerichtsrat und der Herr Notar und die andern Würdenträger alle der Stadt, die hier von des Tages Last und Mühe ihre Erholung suchen. Wessen Verhältnisse es aber nicht gestatten, dem edlen Weidwerk obzuliegen, der ist doch wenigstens passionierter Schreibschüler. Kurzum, Schützen sind sie fast alle, die Herren unsrer Tafelrunde. Es hat deshalb gar nicht ausbleiben können, daß eines schönen Tages einer von ihnen auf den Gedanken kam, es sei eigentlich höchste Zeit, eine Schützengesellschaft zu gründen; die Stadt habe schon einen Turnverein, einen Velocipedklub, einen Regellklub,

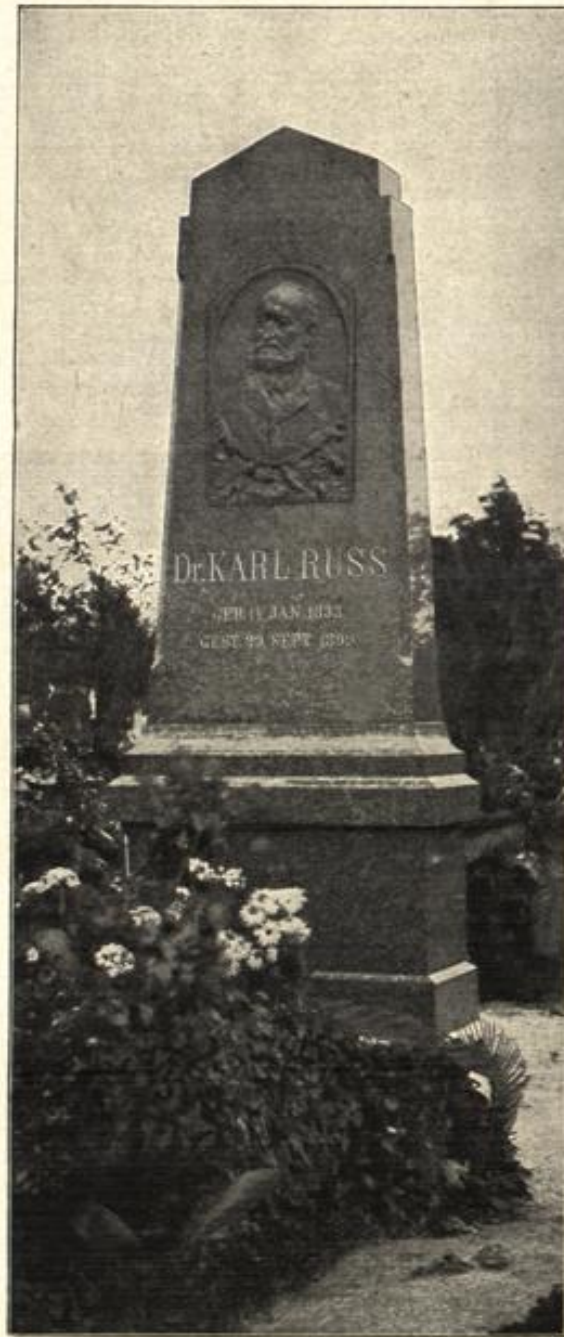
sogar zwei Gesangsvereine, aber noch keine Schützengesellschaft; diesem Uebelstande müsse endlich einmal abgeholfen werden.

Der ingeniose Gedanke findet selbstverständlich sofort allgemein Anklang.

„Es fragt sich nur,“ nimmt der Amtsgerichtsrat das Wort, nachdem der erste Sturm der Begeisterung sich gelegt, „in welcher Weise wir uns konstituieren wollen. Ich würde entschieden vorschlagen: als eingetragener Verein.“

„Was versteht man unter einem solchen?“ unterbricht ihn der Forstmeister.

„Ein eingetragener Verein besitzt Rechtsfähigkeit, das heißt, er kann auf seinen Namen Rechte erwerben und Verbindlichkeiten eingehen, und zwar ist es immer der Verein als solcher, welcher Rechte erwirbt oder Verbindlichkeiten eingeht, nicht die einzelnen Mitglieder, aus denen er sich jeweils zusammen-



Das Grabdenkmal für Dr. Karl Ruff auf dem Kirchhof der Heilig-Kreuz-Gemeinde in Mariendorf bei Berlin.

fehlt. Das Vereinsvermögen ist Vermögen des Vereins, nicht seiner Mitglieder.“

„Wo wird denn aber ein solcher Verein eingetragen?“

„Im Vereinsregister des Amtsgerichts, in dessen Bezirk der Verein seinen Sitz hat, also in unserm Fall beim hiesigen Amtsgericht.“

„Und erfolgt die Eintragung so ohne weiteres, oder sind da erst gewisse Bedingungen zu erfüllen?“

„Bedingung ist nur, daß die Zahl der Mitglieder mindestens sieben beträgt, und daß der Anmeldung, welche durch den Vorstand zu geschehen hat, die Satzung des Vereins, sowie eine Abschrift der Urkunden über die Bestellung des Vorstandes beigelegt wird. Die Satzung soll von mindestens sieben Mitgliedern unterzeichnet sein und die Angabe des Tages der Errichtung enthalten.“

„Zunächst hätten wir uns also über die Statuten schlüssig zu machen,“ fällt ein anderer aus der Gesellschaft ein.

„Natürlich! Und zwar haben wir dabei zu be-

achten, daß die Statuten verschiedene vom Gesetz ausdrücklich aufgeführte Bestimmungen enthalten müssen, wenn die Anmeldung vom Amtsgericht nicht zurückgewiesen werden sollte.“

„Welche sind diese?“

„Die Satzung soll Bestimmungen enthalten über den Ein- und Austritt der Mitglieder, sowie darüber, ob und welche Beiträge von den Mitgliedern zu leisten sind, ferner über die Bildung des Vorstandes und endlich über die Voraussetzungen, unter welchen die Mitgliederversammlung zu berufen ist, über die Form ihrer Berufung und über die Beurkundung ihrer Beschlüsse.“

„Sie sagen Bestimmungen über den Austritt,“ fragt wieder einer. „Ausstreten muß man doch können, wann es einem beliebt!“

„Jawohl! An und für sich sind die Mitglieder zum Austritt aus dem Verein jederzeit berechtigt. Es kann aber in der Satzung bestimmt werden, daß der Austritt nur am Schluß eines Geschäftsjahres oder erst nach Ablauf einer Kündigungsfrist zulässig ist; nur darf diese höchstens zwei Jahre betragen.“

„Und was müssen die Statuten bezüglich des Vorstandes enthalten?“

„Der Vorstand kann aus einer oder mehreren Personen bestehen. Dies muß aus der Satzung hervorgehen. Auch kann in dieser bestimmt werden, daß die Bestellung des Vorstandes in anderer Weise als durch Beschluß der Mitgliederversammlung erfolgen soll.“

„Müssen die Statuten auch Bestimmungen über die Befugnisse des Vorstandes treffen?“

„Im allgemeinen nicht. Die Stellung des Vorstandes hat schon im Gesetz ihre Regelung gefunden. Danach ist der Vorstand gesetzlicher Vertreter des Vereins; er vertritt den Verein gerichtlich und außergerichtlich. Verträge mit dem Verein werden durch ihn abgeschlossen, mit der Wirkung, daß dadurch ohne weiteres der Verein selbst berechtigt oder auch verpflichtet wird, wobei der Verein für jedes dem Vorstande zur Last fallende Verschulden dritten gegenüber zu haften hat. Allerdings kann diese Vertretungsbefugnis des Vorstandes durch die Statuten ein für allemal eingeschränkt werden.“

„Wie ist es aber, wenn der Vorstand aus mehreren Personen besteht? Müssen da immer sämtliche Vorstandsmitglieder bei Erledigung der einzelnen Geschäfte sich beteiligen?“

„Nein, das ist nicht erforderlich. Dritten gegenüber genügt die Erklärung eines Vorstandsmitgliedes. Ebenso gilt jede gegenüber einem Vorstandsmitgliede abgegebene Erklärung für den ganzen Vorstand und damit für den Verein. Innerhalb des Vorstandes selbst entscheidet Stimmenmehrheit, eventuell schriftliche Zustimmung sämtlicher Vorstandsmitglieder. Uebrigens ist der Vorstand bei Führung der Geschäfte nicht nur an die Satzung, sondern auch an die Beschlüsse der Mitgliederversammlung gebunden, wobei er für allen vorsätzlich oder fahrlässig durch ihn verursachten Schaden dem Verein zu haften hat. Ebenso ist er verpflichtet, der Mitgliederversammlung über seine Geschäftsführung erforderlichenfalls zu berichten und Auskunft zu erteilen, sowie nach Beendigung seines Amtes oder zu den in der Satzung bestimmten Zeitpunkten Rechenschaft abzulegen.“

„Hat der Vorstand unter allen Umständen die Vereinsgeschäfte selbst zu besorgen, oder darf er sie schließlich auch andern übertragen?“

„Wenn ihm dieses durch die Statuten oder durch die Mitgliederversammlung gestattet ist, ja. Er haftet aber dann dem Verein dafür, daß er auch eine geeignete Persönlichkeit auswählt. Die Bestellung des Vorstandes ist übrigens jederzeit widerruflich. Doch können wir auch diese Widerruflichkeit in den Statuten auf den Fall beschränken, daß ein wichtiger Grund für den Widerruf vorliegt; ein solcher Grund ist insbesondere grobe Pflichtverletzung oder Unfähigkeit zur ordnungsmäßigen Geschäftsführung.“

„Alles horcht aufmerksam den Ausführungen des Rates, und bald beginnt das Fragen aufs neue.“

„Wie sieht es denn aber mit der Mitgliederversammlung, die Sie wiederholt erwähnt haben, Herr Rat?“ fragt der Apotheker, welcher mit großer Begeisterung bei der Sache ist.

„Die Mitgliederversammlung oder, wie man sie auch nennt, Generalversammlung besorgt die Angelegenheiten des Vereins, soweit sie nicht vom Vorstande zu erledigen sind. Insbesondere wird durch die Mitgliederversammlung der Vorstand bestellt oder seine Bestellung widerrufen, es erfolgt die Aenderung der Statuten durch sie, sowie die Auflösung des Vereins.“

„Und wann tritt die Mitgliederversammlung zusammen?“

„Sie ist vom Vorstande zu berufen in den durch die Satzung bestimmten Fällen, sowie stets dann, wenn der zehnte Teil der Mitglieder die Berufung schriftlich unter Angabe der Gründe verlangt. Würde solchem Verlangen seitens des Vorstandes nicht entsprochen, so könnte sogar das Amtsgericht die

betreffenden Mitglieder selbst zur Berufung der Versammlung ermächtigen und über die Führung des Vorhies der Versammlung Bestimmung treffen."

"Die Beschlüsse werden dann wohl mit Stimmenmehrheit gefaßt?"

"Ja wohl — wenigstens in der Regel — und zwar genügt Stimmenmehrheit der erschienenen Mitglieder, nicht aller Mitglieder. Nur, wenn es sich um Aenderung der Statuten oder um Auflösung des Vereins handelt, gelten Ausnahmen. Im ersteren Fall ist eine Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder, zu einer Aenderung des Zweckes des Vereins sogar die Zustimmung aller Mitglieder erforderlich, wobei die Zustimmung der nicht erschienenen Mitglieder schriftlich zu erfolgen hat. Zu dem Beschluß auf Auflösung des Vereins ist eine Mehrheit von drei Vierteln der erschienenen Mitglieder erforderlich."

Doch können hierüber die Satzungen auch anders bestimmen. Dabei ist noch besonders zu beachten, daß die Aenderung der Statuten sowohl als die Auflösung des Vereins vom Vorstand zur Eintragung in das Vereinsregister anzumelden ist."

"Was geschieht aber mit dem Vereinsvermögen im Falle der Auflösung des Vereins?"

"Es fällt an die zur Zeit der Auflösung vorhandenen Mitglieder zu gleichen Teilen. Dabei hat jedoch Liquidation vorauszugehen, und zwar wird diese vorgenommen durch den Vorstand oder durch andre Personen, welche von der Mitgliederversammlung hierzu bestellt werden."

"Worin besteht die Liquidation?"

"Die Liquidatoren haben die laufenden Geschäfte zu beenden, etwaige Forderungen einzuziehen, zum Beispiel rückständige Mitgliederbeiträge, ferner das übrige Vermögen in Geld umzusetzen, also ein etwa vorhandenes Vereinshaus, Einrichtungsgegenstände oder dergleichen zu verkaufen, andererseits aber auch die Schulden des Vereins zu bereinigen. Der Ueberschuß ist dann den einzelnen Mitgliedern zu gleichen Teilen auszuantworten. Die Liquidation muß öffentlich bekannt gemacht werden, und sind hierbei die Gläubiger

des Vereins zur Anmeldung ihrer Ansprüche aufzufordern. Erst mit Ablauf eines Jahres nach dieser Bekanntmachung darf dann die Ausantwortung des Vermögens an die Mitglieder erfolgen."

"Sie sagten vorhin, beim eingetragenen Verein gehöre das Vermögen dem Verein als solchem und nicht den einzelnen Mitgliedern. Wie verhält es sich denn in dieser Beziehung bei einem nicht eingetragenen Verein?"

"Bei einem solchen ist das Vereinsvermögen gemeinschaftliches Vermögen der Vereinsmitglieder. Deshalb kann zum Beispiel ein Haus, das sich ein solcher Verein erwerben will, nicht auf den Namen des Vereins, sondern nur auf den Namen der sämtlichen Mit-

glieder eingetragen werden. Alle Forderungen oder alle Schulden sind gemeinschaftliche Forderungen, beziehungsweise Schulden der Vereinsmitglieder, nicht des Vereins als solchen selbst."

"Und wer besorgt hier die Führung der Vereinsgeschäfte?"

"Die Führung der Vereinsgeschäfte beim nicht eingetragenen Verein steht den Mitgliedern gemeinschaftlich zu; für jedes Geschäft ist die Zustimmung aller Mitglieder erforderlich. Es kann jedoch in den Statuten bestimmt werden, daß Stimmenmehrheit zu entscheiden hat, welche dann nach der Zahl sämtlicher Mitglieder zu berechnen ist. Ebenso können die Statuten die Führung der Vereinsgeschäfte einem Mitglied oder mehreren übertragen. Diese werden dann wohl auch Vorstand genannt; ihre rechtliche Stellung ist aber eine andre als die des Vorstandes beim eingetragenen Verein."



Zum Artikel: „Eine uralte Freisäule“ — Nördliche Ansicht. (S. 235.)



Zum Artikel: „Eine uralte Freisäule“ — Aus dem Innern des Hauses.



Zum Artikel: „Eine uralte Freisäule“ — Südliche Ansicht. (S. 235.)

"Worin unterscheidet sie sich von dieser?"

"Der Vorstand des nicht eingetragenen Vereins ist nicht gesetzlicher Vertreter des Vereins. Er ist nur Vertreter der einzelnen Mitglieder. Wer also zum Beispiel an den Vorstand oder ein Vorstandsmitglied etwas verkauft, der verkauft an sämtliche Mitglieder, und schulden diese eben dann den Kaufpreis gemeinschaftlich, vorausgesetzt, daß der Vorstand zum Abschluß des Kaufes befugt war. Stets aber haftet dritten gegenüber aus allen vom Vorstand abgeschlossenen Geschäften der Vorstand selbst."

Der Amtsgerichtsrat thut einen kräftigen Zug aus seinem Bierkrug und zündet sich eine Zigarre an.

"Wie gesagt," beginnt er wieder, "notwendig ist es ja nicht, daß wir unsern Verein eintragen lassen; aber nach dem, was Sie nun von mir gehört haben, werden Sie wohl selbst alle für solche Eintragung sein."

Allgemeine Zustimmung. Nur ein einziger meint, es seien zu viele Scherereien damit verbunden. Allein auch dieser läßt schließlich vor der Einmütigkeit der andern seine Bedenken fallen.

So findet schon nach wenigen Tagen, nachdem eine stattliche Anzahl angesehenen Bürger der Stadt für die Sache gewonnen, Beratung der Satzungen und Wahl des Vorstandes statt; tags darauf erfolgt die Anmeldung bei Gericht, und nach weiteren sechs Wochen giebt das Amtsblatt öffentlich bekannt, daß die Schützen-gesellschaft in das Vereinsregister des Amtsgerichtes eingetragen worden sei.

Neuerst animiert geht es auf der Festkneipe zu, durch welche das frohe Ereignis gebührend gefeiert wird. Manch kräftiges Lied ertönt in dem Kreise der wackeren Becher und neugeborenen Schützenbrüder; vor allem auch unser herrliches Flaggenlied: „Hoch weht die Flagge schwarz-weiß-rot“ summt der Forstmeister noch vor sich



Ein Festtag bei Professor von Zumbach. Nach dem Gemälde von Hans Temple.

Photographie-Büro von Georg Dornbush in München.

hin, als er bei Tagesgrauen den häuslichen Penaten zuströbt.

Wünschen wir dem neuen Verein, daß er unter diesem glückverheißenden Zeichen wachsen, blühen und gedeihen möge!

Neue Bücher und Schriften.

Kollegger, Peter. „Mein Himmelreich.“ Bekenntnisse, Gedanken und Erfahrungen aus dem religiösen Leben (Verlag von E. Staadmann in Leipzig), broschiert M. 4.—. — Das Eingreifen des heiligen Lichtes in die religiöse Bewegung eines Landes ist so bekannt, daß die Herausgabe dieses Buches förmlich eine Notwendigkeit geworden ist. Man findet in ihm in klaren, eindringlichen Worten die intimsten Gedanken Kolleggers über die verschiedensten Probleme des religiösen Lebens niedergelegt, und der Freimut, mit dem hier manches gesagt wird, was wohl bisher noch niemand offen ausgesprochen hat, dürfte in evangelischen wie katholischen Kreisen überall berechtigtes Aufsehen, das gleiche tiefergehende Interesse, erregen. Für den Gebildeten, der von einem Buche nicht nur Unterhaltung, sondern auch Anregung und Erhebung des Geistes verlangt, wird es in diesem Jahre kaum ein wertvolleres Weihnachtsbuch geben, als das einzig dastehende neue Werk Peter Kolleggers.

Hammerling's Werte. Volksausgabe in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael W. Rabenlehner. Mit einem Geleitwort von Peter Kollegger. 35 Lieferungen zu 50 Pfg. — 60 Heller d. R. 20. Verlagsgesellschaft und Drucker A. G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg. — Der am 13. Juli 1889 dahingegangene deutsch-österreichische Dichter Robert Hammerling ist von den besten seiner Zeit voll und ganz gewürdigt und gewürdigt worden. Aber noch fehlt viel daran, daß seine idealen Schöpfungen die Verbreitung im deutschen Volk gefunden hätten, auf die sie Anspruch haben. Es ist ein dankenswertes Unternehmen seines verdienten Biographen Professor Rabenlehners und der Verlagsgesellschaft, sie in einer billigen Volksausgabe auch den minder bemittelten Leserkreisen zugänglich zu machen. Wir werden den Fortgang des Erscheinens mit lebhaftem Interesse verfolgen.

Bürgerliches Gesetzbuch nach Einführungsgeheim. Große Volksausgabe mit Einleitung, gemeinverständlichen Erläuterungen, Formulare, den ergänzenden Bestimmungen anderer Reichsgesetze und ausführlichem Sachregister. Bearbeitet von Dr. jur. G. S. Siefert. Zwei Bände. Eleganter gebunden M. 17.50 (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Es liegt in der Natur der Sache, daß die knappe Ausdrucksweise des neuen Gesetzbuches und die zahlreichen juristischen Begriffe dem Laien manche Rätsel zu stellen geben. Wir haben deshalb auch für nötig erachtet, unsere Leser durch Beispiele in das eine oder andere Kapitel einzuführen. Ein fortlaufender Kommentar wird nach wie vor seinen Kreis erforderlich bleiben; ihn bietet die vorliegende Bearbeitung in durchaus praktischer Gestaltung. Jeder Deutsche, welchen Standes und Berufes auch immer, bedarf der Kenntnis des bürgerlichen Rechts, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, gelegentlich trübe Erfahrungen zu machen, erhebliche Einbußen an seinem Vermögen zu erleiden oder gar aus bloßer Unkenntnis des Gesetzes — und diese schadet bekanntlich nicht — in Konflikt mit dem Staatsoberhaupt zu geraten. Damit man sich jederzeit sofort zurechtfinden kann, ist ein ausführliches Sachregister beigegeben. So gehalten ist das Werk zu einem Handbuch von bleibendem Wert, in dem man sich in juristischen Angelegenheiten jederzeit Rat und Hilfe holen kann. Daraus ist das „Bürgerliche Gesetzbuch“ gebiegen ausgeklippt. Mit gutem Papier verbunden ist das große, klare Text, und der geschmackvolle Einband reißt das Werk aus der Reihe der gewöhnlichen Hausbibliothek an.

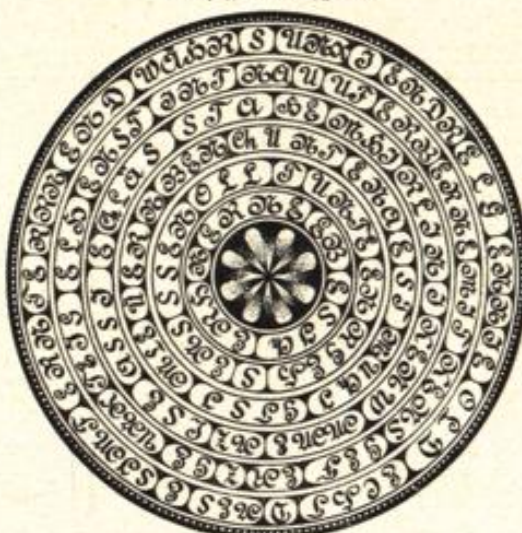
Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Ein Mann war ich, wie keiner,
Mir that es keiner vor,
Und nach mir fand nicht einer
Gold' unberührt's Thor;
Und nach mir fiel noch keinem
Gold' Thüre zu am Schluß,
Und nach mir ward nicht einem
Gold' Neue nach Genuß.

Wenn man zwei Zeichen kamen,
Was vor, eins nach, genau,
Wird aus dem Männernamen
Der Name mancher Frau;
Von mancher wohl zum Schein
Tas höherer Stands gelegt —
Doch drunter ist nicht eine,
Die echtes Deutschthum ehrt.

Dechiffrierungsaufgabe.



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, richtig verbunden?

Ausfüllrätsel.

Die Punkte sind so anzufüllen, daß vierstellige Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben einen Geseierten dieses Heftes ergeben.

Betonungsrätsel.

Wenn betont des Rätselwortes Erste Silbe, nennt es die schöne Stadt im Badnerlande, Gines Sees hohle's Pier.

Wenn du aber auf die zweite Silbe hin den Ton verlegt, Kennt das Wort dir, fremder Sprache, Was befreund'ges Sinnen pflegt.

Silbernrätsel.

Hältst du mich stets in der Hand, so wird es dir sicher verübelt, Hältst du im Leben mich stets, rühmlich erkennet es man.

Schöneres giebt es wohl nicht, als wenn es dir treu steht zur Seite, Schlimmeres kennt nicht die Welt, wendet sich's treulos von dir.

Einfach, in schmucklosem Kleid, blüh' ich vom Lenz bis zum Herbst, Aber groß Schmeicheln mein ist oft Oratel — wer nennt's?

Streichrätsel.

Hades — Ventis — Berlin — Gifela — Eglau — Tugend.
Von obigen Wörtern sind je zwei, drei oder vier Buchstaben zu streichen, die überbleibenden ergeben einen feierlichen Moment.

Auflösungen der Rätsel Seite 123.

Des Bilderrätsels: Groß kann man sich im Glück, erhalten nur im Unglück zeigen.

Des Rätselsprungs mit zwei Königsjagen:
Grußhaft streben, Deutsch im Herzen,
Heiter leben, Tapfer und still,
Viel zu schauen, Dann mag kommen,
Wenigen trauen — Was da will!

(J. v. Scheffel.)

Des Silbernrätsels: Morgenstern.

Des Versteckrätsels:

WEIHNACHT
BIRNBAUM
LANDMANN
BARTWUCHS
HILDEGARD
BRAUTRING
WIDERPART
ERSCHEINUNG
KRIEGER
SCHLACHTHAUS
HELDENSTIRN
STILLSCHWEIGEN

Des Buchstabenrätsels: Damschirm.

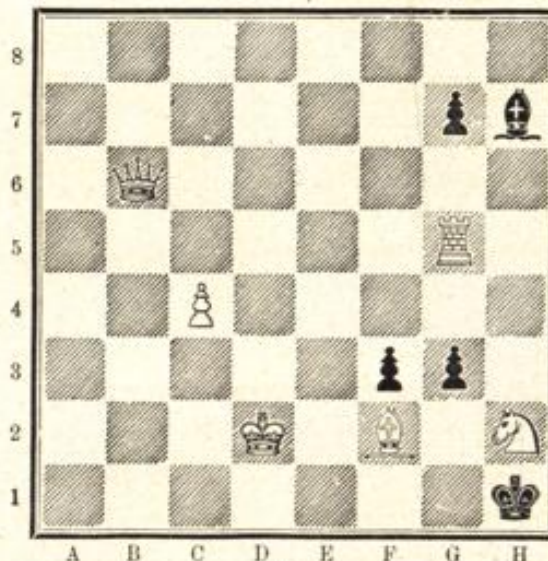
Des Worträtsels: Zell — Stella.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 1: Von S. Martin in Barcelona.

Samstag.



Weiße zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 2 Seite 151:

Weiße.	Schwarze.	Weiße.
1. D. D 2 — E 3	F 4 X E 3	2. D. D 6 — G 3 matt.
1.	1. E 2 X E 3	2. H. B 5 — F 1 matt.
1.	2. G 1 X F 2	2. H. B 5 — C 4 (auch D 3 X E 2) matt.
1.	2.	2. D. E 3 X C 5 matt.

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung zu Nr. 1 ging ferner ein von Arnold Reutemann in Santa Fe (Argentinien).

Aus Küche, Haus und Hof.

Fischsuppe mit Kartoffeln. Diese Suppe bereitet man meistens aus Fischresten; benutzt man verschiedene Sorten, so kann die Suppe nur gewinnen. Die ausgegräteten Fischreste werden mit heißen, frisch abgekochten und rein abgelassenen Kartoffelschnitz im Mörser gestoßen und die Masse dann mit der nötigen Fleischbrühe vermischt. Aufgekocht treibt man die Suppe durch ein Haarsieb, kocht sie noch einmal auf und giebt in Butter geröstete Weißbrotwürfel hinein.

Häsenragout. Aus dem Biemer und den Schlegeln schneidet man passende Stücke, häutet und spickt sie, legt sie auf ein Brett und bestreut sie mit Salz, Pfeffer, Gewürznelken und etwas Mehl. Nun zerläßt man in einem breiten Gefäß 125 Gramm Butter, legt die Stücke auf die bestreute Seite hinein, bestreut sie auch oben mit Mehl und schneidet eine Zwiebel und 30 Gramm Speck klein. Sind die Häsenstücke auf beiden Seiten gelb, so giebt man Speck und Zwiebel hinein und läßt es mitdämpfen. Nun giebt man 1/2 Liter Fleischbrühe, einige Zitronenscheiben und ein Lorbeerblatt und danach noch 1/2 Liter sauren Rahm und einen Eßlöffel Kapern hinzu und kocht es noch so lange, bis der Hase weich ist.

Weiße Weintunke. In einen so großen, irdenen Topf, daß er nur halb voll wird, gieße man eine große Obertasse weißen Wein, gebe drei Eier, 90 Gramm Zucker, an dem die Schale einer Zitrone abgerieben worden, den Saft der Zitrone und eine Messerspitze Kartoffelmehl dazu, verkloppe alles und lasse es eine Viertelstunde stehen. Nun klopft man es abermals und stellt es ins Bain-Marie, wo das Wasser bis an die Hälfte des Topfes reichen muß, klopft es noch so lange, bis es keine große Blasen mehr wirft, und gießt es dann so rasch wie möglich in den Tunknapf.

Kartoffel mit Schalotte. Man kocht die geschälten Kartoffeln in gesalzenem Wasser, gießt dies ab, thut sie in eine Schüssel und bewahrt die Brühe. Sodann dampft man einen Eßlöffel fein geschnittene Schalotten in Butter weich und weiß, rührt ein wenig Mehl und so viel von der Kartoffelbrühe daran, daß es eine gebundene Tunke giebt, und wenn sie kocht, so werden die Kartoffeln, in Rädchen oder Würfel geschnitten, hineingethan. Man läßt sie leicht darin aufkochen und fügt zuletzt ein paar Eßlöffel ganz dicken, sauren Rahm dazu, der aber nur eben durchgerührt werden darf. Paßt besonders gut zu kaltem Aufschnitt.

Sagopudding, gebacken auf englische Art. Drei gehäufte Eßlöffel Sago werden gewaschen und eine Stunde lang in 1/2 Liter kaltem Wasser eingeweicht. Inzwischen läßt man 1/2 Liter Milch mit etwas Zitronenschale und ganzem Zimmet oder 30 Gramm geschälten und gestoßenen Mandeln eine Weile leise kochen, seigt sie durch, verläßt sie mit zwei bis drei Eßlöffeln Zucker, vermischt sie mit dem gut abgetropften Sago und quellt letzteren unter fleißigem Umrühren in der Milch die aus. Ist die Masse ausgekühlt, mengt man vier Eier darunter und ein Stückchen frische Butter, verrührt alles gut und giebt dieselbe in eine mit Butterteig ausgefettete Form und bäckt den Pudding eine Stunde.

Salat, holländischer. Eine Anzahl Kartoffeln, eine schöne Sellerieknolle, einige kleine, frische Zwiebeln und ein Zeller Rosenkohl werden jedes für sich abgekocht, Kartoffeln, Sellerie und Zwiebeln in Scheiben oder Würfel geschnitten, mit dem Rosenkohl und zwei gut gewässerten, ausgegräteten, in kleine Streifen zerteilten Heringen vermischt und mit wenig Salz, Del, Essig und Pfeffer angemacht.

Anna Berg.

Die besten Seidenstrümpfe unserer Kleider werden durch die dunkeln Winterjacken und

umhänge leicht und rasch unansehnlich, wenn wir nicht eine Schutzvorrichtung treffen, um das dicke Anliegen der schweren dunkeln Stoffe zu verhüten. Ein Umschlagen von seidenem Tuch, wie manche vorsichtige Hausmütter dies thun, ist umständlich, auch verrutscht ein solches Tuch leicht, ebenso ist es recht kostspielig und verlangt bald eine Reinigung. Am praktischsten hat sich eine kleine, aus weißem Batist gefertigte glatte Binde bewährt. Man verzieht diese Binde mit zwei Haken und die Umhänge an den entsprechenden Stellen an der Innenseite mit zwei Oesen, in welche man die Binde hakt, die man vorn dann einfach zubindet oder mit einer Schließe verzieht. Wenn man zwei solcher Binde hat, damit man bei der Wäsche wechseln kann, wird man die hellen seidenen Strümpfe der Kleider sehr lange sauber erhalten.

In kalter Jahreszeit wird die Hausfrau, zumal bei der dann stattfindenden regeren häuslichen Geselligkeit, mancherlei Vorräte im Hause und auch Käse in größerer Menge da haben. Vielfach wird ein Einschlagen des Käses in Salz- oder Rumtücher empfohlen, aber mit Unrecht, da der Käse dadurch sein Ansehen verliert. Am besten — es handelt sich hier natürlich um festen Käse, nicht aber Weichkäse — hält man ihn in einen sauberen, trockenen Steintopf legt und einen mit Rum halb gefüllten Eierbecher mit hineinsetzt. Der Topf wird mit einem Tuch zugedeckt und ein Zeller darüber gelegt und dann in einen trockenen Kellerraum gesetzt. Er hält sich lange Zeit unverändert, zeigt keine Spur Schimmel und ebensowenig Trockenheit der Schnittflächen.

Wer öfter fette Gänse kauft, kann sich aus dem Flomenfett der Gans, welches sich beim Ausnehmen unten an beiden Seiten findet, eine Delikatesse herstellen,

die selbst Feinschmecker zum Bestreichen gerösteter Semmel lieben. Man wässert dies Fett in Wasser etwa vier Stunden, entfernt alles Häutige und brät es in einer kleinen Kasserolle mit zwei geschälten, zerschnittenen Borsdorfer Äpfeln und einigen Gewürzkrönern langsam aus, bis es völlig ausgelassen ist. Farbe darf das Fett dabei nicht annehmen. Zuletzt wird eine große, in Stücke geschnittene Zwiebel dazu gegeben und mit dem Fett noch fünf Minuten gekocht, worauf man das Fett durch ein Haarsieb gießt und in kleine Obstbüchsen füllt. Man bindet diese mit Blase oder Pergamentpapier luftdicht zu und kocht das Fett im Wasserbade eine Viertelstunde. Man läßt es im Wasserbade erkalten und bewahrt es an einem kühlen Ort auf, wo es sich ein halbes Jahr frisch erhält.

Welche Hausfrau hat nicht schon zu ihrem Aerger erlebt, daß die Glasstöpsel auf den Flaschen entweder nicht dicht schließen und ein Verdunsten des Inhalts alsdann nicht verhindern, oder zu fest sitzen und sich trotz aller Bemühungen nicht entfernen lassen. Beide Uebelstände lassen sich auf sehr einfache Weise vermeiden, wenn man mit dem Glasstöpsel ein Stück leichtes Papier mit in den Flaschenhals zwängt. Man erzielt dadurch einen dichten Verschluss und vermeidet das Anhaften des Glasstöpsels, da dieser den Flaschenhals selbst jetzt nicht mehr berührt.

Leicht gefrorene Wasserrohre in den Häusern, die nur bei ganz strenger Kälte einfrieren und der Hausfrau erreichbar sind, kann sie ohne Hilfe Sachverständiger selbst auftauen. Man umgiebt in solchem Fall das Rohr einfach mit handgroßen Stücken ungelöschten Kalkes und begießt ihn mit Wasser. Durch das Begießen, also Löschchen des Kalkes, wird eine große Wärmemenge frei, welche ausreicht, um leicht gefrorene Wasserrohre aufzutauen. R. v. H. Poll.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Die Königin von Portugal hat sich durch eine heroische That in Arcaes große Volkstümlichkeit erworben. Die



Die goldene Jahrhundertfeder des Papstes.

Königin, die während eines Spazierganges am Strande ein mit zwei Personen besetztes Fischerboot in ihrer Nähe kentern sah, stürzte sich ins Wasser und rettete die beiden Insassen nacheinander.

Die goldene Jahrhundertfeder des Papstes. Am 21. Oktober empfing Papst Leo XIII. eine Abordnung, die ihm ein eigenartiges Geschenk darbrachte: eine goldene, mit kostbaren Steinen verzierte Feder, die dazu bestimmt sein soll, daß der Papst mit ihr das „erste Datum des neuen Jahrhunderts“ niederschreiben möge. Die Spender gehen nämlich von dem Gedanken aus, daß das neue Jahrhundert nicht schon mit dem 1. Januar des laufenden Jahres begonnen hat, sondern mit dem gleichen Tage des nächsten Jahres seinen Anfang nimmt. Nach einem Entwurf des Malers Ingaldo im gotisch-italienischen Stile des ersten Jahrhunderts von der Juwelierfirma Gebrüder Giardano in Neapel ausgeführt, hat der Federhalter eine Länge von 25 Centimetern. Er stellt in Miniatur eine sogenannte „Salomonische Säule“ dar, die am Schaft zu einer Seite eine Putte mit Palmenzweig und Wappen des Papstes, zur andern die Tiara mit den Petrus-schlüsseln zeigt. Darüber erhebt sich ein gotischer Miniaturtempel, dessen vier Seiten in winzigen Statuetten die Madonna immaculata, den heiligen Januarius (Schutzpatron von Neapel), St. Peter und St. Paulus zeigen. Oberhalb des Tempels steht die Figur des Heilandes, der mit dem linken Arm das Kreuz umfaßt. Die kostbare Spende ist durch eine Sammlung beschafft worden, die das neapolita-

nische Journal „Il Croce“ angeregt hatte.

Länder- und Völkerkunde.

Das Lebensalter bei den verschiedenen Nationen läßt sich am besten nach den Erfahrungen der Lebensversicherungs-gesellschaften beurteilen. Eine interessante Aufklärung darüber giebt ein Vortrag, der jüngst vor der Englischen Vereinigung von Lebensversicherungsärzten gehalten wurde. Wenn ein Durchschnitt aus den letzten 25 Jahren genommen wird, so stellt sich danach die Sterblichkeit in den verschiedenen Ländern folgendermaßen. Von je 1000 Einwohnern sterben jährlich in England und Schottland etwa 20, in Irland etwa 18, in Dänemark annähernd 19, in Norwegen fast 17 und in Schweden etwas mehr. Die Verhältnisse in Mitteleuropa liegen durchweg bedeutend ungünstiger, denn im Deutschen Reich beträgt die Sterblichkeit 25,2 auf das Tausend, in Oesterreich 29,9 und in Ungarn sogar 35,4; ferner in der Schweiz 21,7, ebenso viel in den Niederlanden und Belgien, in Frankreich 22,6 und in Italien 27,8. Unter allen europäischen Ländern scheint Norwegen die geringste Sterblichkeit zu besitzen. Noch interessanter sind die Zahlen, die für die wirkliche durchschnittliche Lebensdauer bei

den einzelnen Völkern angegeben werden. Im Alter von 20 Jahren kann ein Amerikaner noch etwa 42,2 Jahre zu leben erwarten, ein Engländer 42,1, ein Deutscher 39,7 und ein Franzose 41,8. Hat jemand das Alter von 60 Jahren erreicht, so kann er als Amerikaner noch etwa 14 Jahre zu leben hoffen, als Engländer 13,8, als Deutscher 12,9 und als Franzose 13,3 Jahre.

Gesundheitspflege.

Der Vorzug des Krankenhauses. In einem von Richard Fleischers „Deutscher Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlichten Aufsatz „Humanität am Krankenbett“ schreibt Professor Dr. med. Hermann Eichhorst-Zürich: Ein armer Kranker ist in einem geordneten Krankenhause meist viel besser aufgehoben als ein Reicher, der sich in seinem eignen Hause verpflegen läßt. Jenem stehen erprobte und erfahrene Krankenpfleger ständig zur Seite. Der Hilfsarzt, der im Krankenhause wohnt, ist jederzeit zur Stelle, wenn etwas Unvorhergesehenes sich ereignet hat. Der leitende Arzt sieht und untersucht den Kranken mindestens einmal am Tage selbst und erscheint auch öfter, wenn Gefahren sich bemerkbar gemacht haben. Bäder, die man in vielen Privathäusern nur schwierig und unvollkommen geben kann, machen in einem Krankenhause nicht die mindeste Unbequemlichkeit, und ähnliches mehr. Auch in wohlhabenden Kreisen der Bevölkerung sollte immer mehr und mehr der Gedanke Platz greifen, daß schwere Erkrankungen am zweckmäßigsten in Krankenhäusern durchgeführt werden. Gewissenhafte Chirurgen werden heutzutage manche Operationen überhaupt nicht mehr übernehmen, wenn sich nicht der Kranke zur Aufnahme in ein Krankenhaus verstehen will, in welchem allein eine Verhütung von Wundkrankheiten möglich ist. Aber namentlich auch begüterte Kranke mit ansteckenden inneren Krankheiten, sogenannten Infektionskrankheiten, sollten sich in Krankenhäuser sofort aufnehmen lassen, einmal, um eine Ansteckung der Umgebung zu vermeiden und außerdem, um möglichst von Anfang an unter die günstigsten äußeren Verhältnisse versetzt zu werden. Freilich würden hierfür die öffentlichen staatlichen und Gemeindefrankenhäuser nicht ausreichen, da sie in der Regel nur über eine beschränkte Zahl von Privatzimmern verfügen, und in Privatzimmern pflegen Infektionskranke zur Vermeidung weiterer Ansteckung nicht aufgenommen zu werden; aber es giebt hier zwei Auswege, indem man einmal in öffentlichen Krankenanstalten auf eine Vermehrung der Privatzimmer Bedacht nimmt und außerdem Privatanstalten baut, die nur für die Aufnahme von ansteckenden Kranken bestimmt sind, und in denen der Kranke sich von demjenigen Arzt behandeln lassen darf, dem er sein Vertrauen geschenkt hat.

Sport.

H. Mosers geistlich geschulte Kartenbriefe mit Stadtansichten und Beschreibungen. — Es ist nicht nur eine Variation des alten Themas „Ansichtskarten“, sondern eine ganz neue Idee, die der Verleger hier verwirklicht hat: Im Format (und Postgewicht) der amtlichen Kartenbriefe erscheint für jeden einzelnen Staat je ein Cylus, die wichtigsten Städte und Ausflugspunkte nebst deren Sehenswürdigkeiten umfassend. Jeder Kartenbrief bildet für sich ein Ganzes und enthält durchschnittlich zehn künstlerisch ausgeführte Illustrationen, denen ein zusammenhängender Text beigegeben ist. Diese Ansichtskartenbriefe sind daher auch recht gut als kleine Fremdenführer zu benutzen, können mit und ohne Umschlag gesammelt werden und sind von der Verlagsbuchhandlung Hugo Moser in Stuttgart zu beziehen, die auch passende Albums zum Selbstbinden liefert.

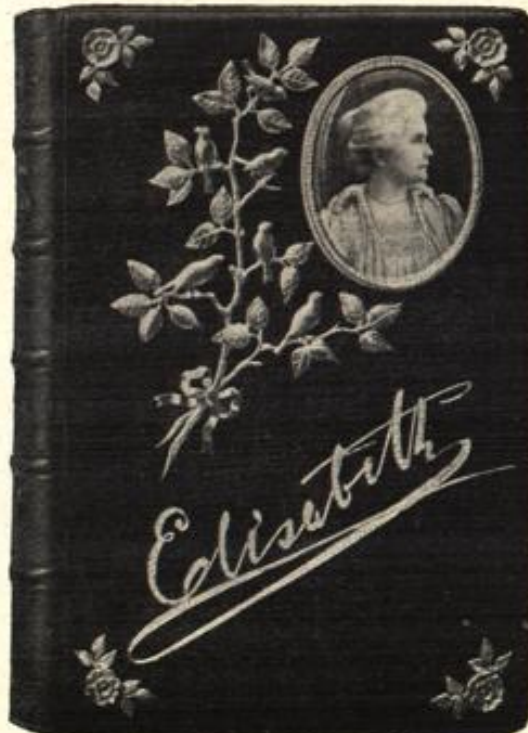
Marine.

Ein mächtiges Schlachtschiff für die japanische Marine, die „Mikasa“, ist am 8. November in Barrow-in-Furness

schiffe der Welt, denn sie verdrängen über 15000 Tonnen Wasser, haben einen vollständigen Panzergürtel von 279 Millimeter Dicke und eine mächtige Artillerie von vier 30,5-Centimeter, sechs 15-Centimeter und zwei- unddreißig leichteren Geschützen. Von zwei 15000pferdigen Maschinen angetrieben, werden sie eine Höchstgeschwindigkeit von 18 Knoten entwickeln, und ihr großer Kohlenvorrat wird ihnen einen Aktionsradius von 5000 Meilen bei einer Geschwindigkeit von 10 Knoten sichern. Als Besatzung haben diese Schlachtschiffe je 741 Mann.

Kunst.

Das Buch einer Königin. Die Prinzessin Elisabeth von Bayern hat zu ihrer Vermählung mit dem belgischen Thronerben von einer Namensschwester, der Königin Elisabeth von Rumänien, ein kostbares Hochzeitsgeschenk erhalten, das man wohl als das teuerste Werk eines



Das Buch einer Königin.

lebenden Autors bezeichnen darf. Es ist das Buch der Königin mit dem Titel „Meine Ruh“. Der Buchtenband trägt einen von Hofgoldschmied Felge-Berlin hergestellten erlesenen Schmuck. Das von Fräulein Bastianer auf blauem Grund gemalte Medaillonbild ist von Brillanten eingefasst und zur Seite umrankt von einem goldenen Buchenzweig, auf dem die Vögel ihr Lied schmettern — eine Anspielung auf den Autornamen der Königin, Carmen Sylva (Waldgefang). Darunter steht der Namenszug „Elisabeth“, aus funkelnden Brillanten zusammengekehrt. Die Seitenabschlüsse bilden Rosen, die Lieblingsblumen der Königin.

Die Gedenkmedaille der Grafschaft Görz und Gradisca. Aus Anlaß der Feier der vierhundertjährigen Zugehörigkeit der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradisca zu Oesterreich wurde dem Kaiser Franz Joseph eine in Gold geprägte Gedenkmedaille überreicht. Diese künstlerisch ausgeführte Jubiläumsmedaille ist das erste größere Werk des Wiener Medailleurs Joseph Tautenhayn jun., eines Sohnes und Schülers des berühmten Wiener Akademieprofessors. Sie hat 66 Millimeter im Durchmesser und zeigt auf der Aversseite das wohlgetroffene scharfe Reliefbild des Monarchen im Ornat des Goldenen Vlieses. Die Rundschrift lautet: „Franciscus Iosephus I. Imp. Austriae Comes Goritiae Anno MCM.“ Unterhalb des Porträts liest man die Widmung: „Fides per quattuor saecula servata.“ Die Reversseite zeigt die Köpfe des Kaisers Maximilian I. und des letzten Grafen von Görz, Leonhards II., nach dessen Tode im Jahre 1500 die Grafschaft durch Erbschaft an die österreichischen Erblande fiel. Maximilians Bildnis hat der Künstler dem Gemälde des Mailänders Ambrosio de Petris entnommen, dem der Kaiser einst selbst gesehen, und für das Porträt des Grafen Leonhard II. diente eine in Wachs ausgeführte Votivstatue aus der Sammlung des Ferdinandeums zu Innsbruck.



Die Gedenkmedaille der Grafschaft Görz und Gradisca. Von Joseph Tautenhayn jun.

(England) vom Stapel gelaufen; damit ist die im japanischen Schiffbauplan vorgesehene Division von vier Panzerschiffen erster Klasse vollständig geworden. Die „Mikasa“ und ihre Schwesterfahrzeuge „Shikishima“, „Yasahi“ und „Katsufuse“ sind die größten und stärksten Schlacht-

